

Vergißmeinnicht
1930

12 (1930)



Nummer 12

Dezember 1930

48. Jahrgang

Bergiſſmeinſicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission

Mit Oberhirthlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern
Für die Abonnenten des „Bergiſſmeinſicht“ als Wohltäter unserer Mission werden
täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul,
Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreſe:

Deutschland Einzelbezug	Rm. 2.40	Österreich	Schilling 3 30
Deutschland Sammelbezug	Rm. 2.—	Italien	Lire 10.—
Schweiz	Fr. 3.—	Einzelbezug	4.—
Öſſeſ	Fr. 15.—	Slowakien	Dinar 35.—
Belgien	Belga 4.—	Ungarn	Pengö 2.80
Tschechoslowakei	Kc. 20.—	Rumänien	Lei 92.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten

für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elſaß-Lothringen, Italien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicher Ring 3
Postſchedekonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postſchedekonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postſchedekonto Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. d., Steingasse 23 a
Postsparkasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:
Vertretung der Mariannhiller Mission in Altdorf (Et. Uri)
Postſchedekonto Luzern VII 187

Inhalt des vorliegenden Heftes:

Advent	356	Von der alten Zulu-Herrlichkeit. Von P. Odo Ripp, R. M. M.	364
Bereite den Weg!	356	Der Weg zum Christkind. B. Dina Ernstberger	370
Der alte Klaus. Von Josef Kamp .	357	Der Jüngste. Von Anna Kahser	373
Kind und Weihnachten. Von Paul Hoche	360	Die Reich Christi-Mission	377
Weihnachts-Sehnsucht!	363	Im Banne der Agil. Von Hermann Scolaster	378

Achtung! Bezieher des Vergißmeinnicht! Achtung!

Wir machen die verehrten Bezieher des Vergißmeinnichts, die dasselbe durch Posteinweisung erhalten, darauf aufmerksam, daß wir die Einweisung mit dem 1. Januar 1931 erneuern müssen.

Es kann bei der großen Zahl von

Adressen vorkommen, daß die eine oder andere übersehen wird. Wir bitten deshalb alle Bezieher, welche verschentlich das Heft nicht erhalten, bei der ihnen unmittelbarliegenden Vertretung (siehe 2. Umschlagseite) zu reklamieren.

Briefkasten

Wir ersuchen freundlichst, evtl. Zusendungen, die für die Redaktion bestimmt sind, nicht mehr nach Würzburg, Pleicher Ring 3 zu senden, sondern an:

**Redaktion
der Mariannhiller Missionszeitschriften
in St. Joseph, Neimlingen, Bay.**

Wir machen wiederum darauf aufmerksam, daß es aus mancherlei Gründen nicht ratsam erscheint, Geld in gewöhnlichen Briefen zu schicken. Man bediene sich einer Postanweisung oder des eingeschriebenen Briefes.

An einen ernsten Leser. Bezuglich der Gebetsempfehlungen sind wir auch Ihrer

Ansicht, daß man erst das Opfer bringen soll, um dadurch dem lieben Gott gegenüber seine Bereitwilligkeit zu erzeigen, alles aus seiner gütigen Vaterhand entgegenzunehmen. Das Versprechen, erst nach Erhörung ein gutes Werk zu vollbringen, grenzt ein wenig ans Handelsmäßige. — Die uns empfohlenen Anliegen werden in das Gebet der Gemeinde sofort täglich eingeschlossen und nicht erst bei Erscheinen im Heft. Wie wiederholt gesagt wurde, können aus drucktechnischen Gründen die Empfehlungen usw. nicht sofort erscheinen, noch kann eine bestimmte Zeit des Erscheinens angegeben werden.

Aus Welt und Kirche

Kinderverbrechen in Sowjetrußland. Die französische Zeitschrift „Revue des deux Mondes“ schließt eine eingehende Darstellung über das Kinderelend in Sowjet-Rußland mit folgender Statistik: Im Laufe des Jahres haben die verlassenen Kinder des sowjetrussischen Gebietes mit Ausnahme von Moskau 29 527 Verbrechen begangen. Davon 13 041 Diebstähle, 59 Pferdediebstähle und 88 Raubüberfälle, 205 Brandstiftungen, 118 Morde, 324 Verstümmelungen, 236 Sittlichkeitsverbrechen. Unter den 118 Morden sind 20 im Alter von 10—12 Jahren, 23 unter 10 Jahren. Fast alle Brandstiftungen — 200 bis 265 — sind das Werk von Kindern unter 11 Jahren.

Eine Schönheitskönigin nimmt Gift. Vor einem Jahre wurde Miss Dullie Barcelay in den Purpur gehüllt, der das Zeichen der Königinnenwürde ist. Vor einem Jahr wurde sie photographiert, interviewt und benedictet, denn sie war das schönste Mädchen von Queensland, gewählt in Brisbane, eine australische Königin. Aber der Ruhm ist kurz, und lang ist unser Leben. Das Jahr verging, und

die Königinnenwürde verging. Andere, jüngere, vielleicht auch schönere Mädchen betraten die Bühne, auf der der Kampf um den Schönheitspreis ausgetragen wird, in Amerika, in Europa, in Australien. In Brisbane aber saß eine und konnte nicht zurück in ein unschönliches Dasein. Nicht mehr gefeiert werden, ein Mädchen zu sein, nur ein Mädchen wie tausend andere auch, das war mehr als sie ertragen konnte. Sie nahm Gift. In Australien sind nun Bestrebungen im Gange, Wahlen von Schönheitsköniginnen zu verbieten. Man will keine weiteren Opfer auf dem Jahrmarkt der Eitelkeit.

Die Ehe als amerikanisches Narrentheater. Die moderne Degradierung der Ehe kommt nicht nur in der Propaganda für die „Zeitehe“, die „Kameradschafts-“ und „Wochendendehe“ zum Ausdruck, sondern vor allem auch in der Leichtfertigkeit, mit der heute vielfach Ehen geschlossen werden. Man sagt sich: Wenn wir aneinander keine Freude mehr haben, trennen wir uns ohnedies wieder. Warum sich lange prüfen, da man sich

ja doch nicht ewig bindet. Um diese Leichtfertigkeit recht deutlich zu machen, werden allerhand groteske und „witzige“ Formen des Scheabschlusses ausgedacht und angewendet. Die Boulevardpresse pflegt darüber in sensationeller Weise zu berichten und diese „neuartigen“ Formen des Scheabschlusses gewissermaßen als vorbildlich hinzustellen.

Der „Osservatore Romano“ berichtet unter dem Titel „Tragische Grotesken“ wie folgt: „Nicht selten haben wir Kenntnis erhalten von Ehen, die in der Luft, im Uroplan abgeschlossen wurden; dann von solchen, die im Wasser, im Badekostüm eingegangen worden sind. Photographien halten diese Eheschließungen für die Nachwelt fest. Im ersten Fall flogen die Brautleute im Uroplan durch die Luft, während der protestantische Religionsdiener ihnen in einem Jagdflugzeug nachjagte und ihnen von ferne den Segen gab.

Im zweiten Fall standen der Pastor, die Eltern und das Ehrengefolge bis zu den Lenden im Wasser, während die Menge der Neugierigen vom Ufer her die Zeremonie beobachtete und ihr Beifall klatschte. Man hätte glauben können, es handle sich eher um eine Taufe als um eine Hochzeitsfeier.

Auch eine andere Eheschließung, die in Versehen vorgenommen wurde, verdient hier erwähnt zu werden. Sie spielte sich in einem Löwenkäfig ab. Wieder eine andere Ehe wurde an einem Freitag, der auf den 13. fiel, abgeschlossen — in Gegenwart eines protestantischen Predigers, der, um die nachteiligen Folgen des Unglücksstages zu bannen, in einer Hand die offene Bibel hielt und in der anderen ein Kaninchenbein!

Wir wollen diese Aufzählung nicht fortsetzen. Offenkundig handelt es sich um ein groteskes Possenspiel von ausgesprochener Widerwärtigkeit.“

Die Arbeitslosen - Bataillone. Das Genfer Internationale Arbeitsamt veröffentlicht einen Überblick über die Arbeitslosigkeit in der Welt. Die Zahlen von den beiden Jahren 1928 und 1929 marschieren auf — ein stetes Anwachsen der Arbeitslosigkeit in den meisten Ländern. Abgesehen von den 900 Arbeitslosen, die das glückliche Frankreich aufweist, ist in allen Industrieländern, wie Deutschland (2,3 Millionen 1929), England, Australien, Kanada, Finnland, Ungarn, Holland, Polen, Tschechoslowakei und Jugoslawien die Arbeitslosigkeit in unaufhaltsamen Anwachsen. Insgesamt beträgt die Zahl der Pflicht-Ar-

beitslosen-Versicherten in der gesamten Welt 44 592 000. Davon entfallen auf Deutschland allein 16 738 000, auf Großbritannien die Zahl von 12 100 000, auf die sozialistischen Sowjetrepubliken die Zahl von 10 000 000.

Aus alter Zeit: ein Spiegel für heut. In Wittenberg lebte der Rektor Johann Seger, der im Jahre 1627 mitten im Dözieren starb. Er hatte mehrere vorzügliche Schriften verfaßt, die ihm den Titel „kaiserlich gefrönter Dichter“ eingebracht hatten. Dadurch hatte er eine so große Meinung von seiner Bedeutung bekommen, daß er sich selbst auf einem Bilde darstellen ließ, wie er zu dem gekreuzigten Christus auffaute. Aus seinem Munde gingen die Worte: „Herr, liebst du mich?“ Und die Antwort vom Kreuze lautete: „Ja, hochedler, fürtrefflicher, hochgelährter Herr Magister Seger, kaiserlich gefrönter Dichter und der Schule zu Wittenberg hochverdienter Rektor — ich liebe dich!“

Der Gruß als Ausdruck christlicher Solidarität, als Bestätigung der Verbundenheit im christlichen Glauben und in der christlichen Liebesgemeinschaft, wird, nachdem ihn die Stadt und die Großstadt, wo für ihn weder Zeit noch Möglichkeit ist, längst aufgegeben haben, auch in katholischen Gegenden auf dem Lande immer seltener. Die bedauerliche Schwächung dieser schönen christlichen Sitte ist ein Ausdruck dafür, wie tief erschüttert das Bewußtsein der christlichen Zusammengehörigkeit selbst schon unter dem katholischen Volk ist.

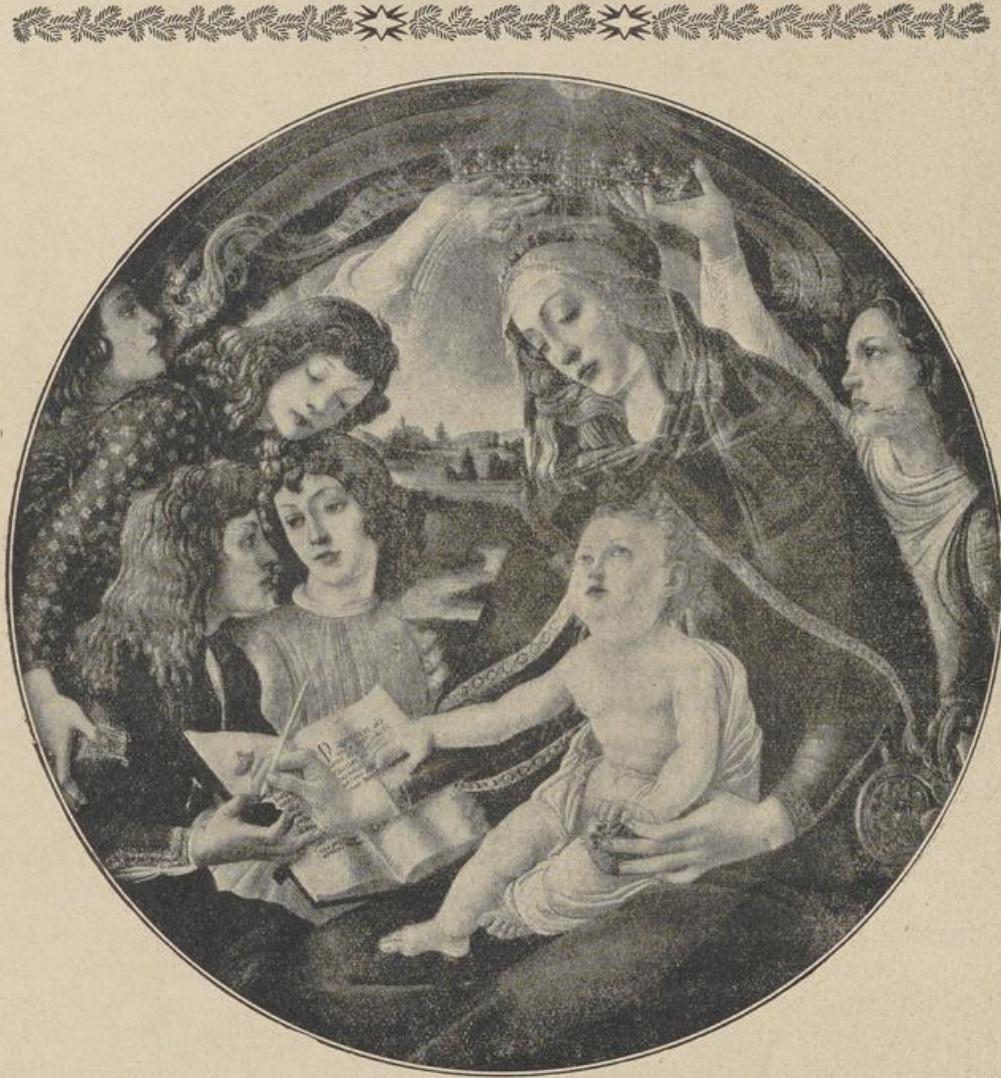
In der „Christlichen Welt“ beklagt deren Herausgeber, der protestant. Theologieprofessor D. Martin Rade, die steigende Unlust, zu grüßen, zunächst vom rein menschlichen Standpunkt aus und sucht nach einem Mittel zur Abhilfe. „Von Kind auf gelehrt, daß man zuerst grüßen soll, habe ich es zeitlebens so gehalten. Ich habe keine Schwierigkeit je dabei empfunden, sondern immer Annehmlichkeiten davon gehabt. Als ich Dorfpfarrer war, klagte mir einmal ein Amtsnachbar über seine Gemeinde. Die Leute seien so schlecht, daß sie ihn nicht einmal grüßten. Es traf sich, daß ich mit ihm durch sein Dorf ging. Er hatte recht. Es war schlimm. Aber näher zugesehen: er grüßte nicht.“

Obwohl es doch allgemeine Regel ist, daß, wer kommt, es mit seinem Gruß dem zuvorut, der weilt. Es gibt mancherlei Weih. zu grüßen. Die Nuancen sind unübersehbar. (Eine ganz üble Sorte ist der herablassende Gruß). Wir den-

Bergkmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der
Mariannhiller Mission

Nummer 12 Dezember 1930 48. Jahrgang



Die Jungfrau mit dem Christuskind
Nach dem Gemälde v. Sandro Botticelli

Advent

Hört, was die Donnerstimme spricht,
Die alle Finsternis durchbricht:
Ihr Menschen in der Sündennacht,
Erwacht, denn Jesus kommt, erwacht!

Auf aus der Trägheit! Macht den Geist
Von allem los, was irdisch heißt!
Jetzt kommt der neue Stern heran,
Der allen Schaden wenden kann.

Zu uns wird Gottes Lamm geschickt,
Die Schuld zu tilgen, die uns drückt;
Auf, laßt uns ihm entgegen geh'n
Und reuig um Vergebung fleh'n!

Daß, wenn er zum Gericht sich hebt,
Und alle Welt vor Schrecken bebt,
Wir von dem Sündenfluche rein
Mit ihm zum Himmel gehen ein.

(Hl. Ambrosius)

Bereite den Weg!

Wahrz Weihnachten kann man nur mit dem göttlichen Kinde feiern! Das Jesukindlein lebt noch heute und hat sich bis an das Weltende armeligen Menschenhänden und Menschenherzen zur Pflege anvertraut wie im Stalle zu Bethlehem. „So erachte uns jeder als Diener Christi und als Alusspender der Geheimnisse Gottes!“ — Von Verwaltern kann man bloß fordern, daß ein jeder treuerfunden werde. Was bedeuten diese Worte des Apostels? In der katholischen Kirche, deren Priester in ununterbrochener Reihenfolge bis zurück auf die Apostel als unmittelbare Diener Christi im heiligen Opfer am Altare die Geheimnisse der Menschwerdung und des Todes des Welterösers vollziehen, hat das erste Weihnachten seine fortwährende tatsächliche Erneuerung. Dies ist so ausschließlich und ausdrücklich der Wille Christi, daß sich der Apostel — und mit ihm jeder katholische Priester — als bloßes Werkzeug Gottes nur Christo allein verantwortlich weiß: „Der mich richtet, ist der

Herr!“ Menschenmeinung und Menschenkritik vermögen an dieser immerwährenden Liebestat des Erlösers nichts zu ändern. Ein Tag wird kommen, wo auch der finsterste Unglaube im hellen Glanze des ewigen Richters die Wahrheit der Gottesoffenbarung schauen muß und das katholische Priestertum gerechtsam erscheint! —

Darum freue dich, als katholischer Christ Weihnachten feiern zu können! Vergiß nicht, daß du dieses heilige Glück nur dem Kinde in der Krippe verdankst. Befolge die Mahnung des Täufers: „Bereite den Weg“ in dein Herz dem göttlichen Kinde! Denn nur das gilt, was du in seinen Augen giltst: „Der mich richtet, ist der Herr!“ — Mögest du bei der Ankunft des Herrn zu Weihnachten wie am großen Gerichtstage mit gläubig aufrichtigem Herzen jubeln können:

„Christus, der Retter ist da!“

Der alte Klaus

Von Josef Kamp

Still und feierlich lag die Nacht über dem Städtchen. Es war die Vorchristnacht. Seit Stunden arbeiteten Gottes Englein an der Vollendung der Weihnachtslandschaft; unaufhörlich rieselten die feinen weißen Flocken nieder.

Eben bog der alte Nachtwächter in seinem langen, von den Schneeflocken weiß übertupften Mantel um die Ecke, da schlug es auf dem St. Martinsturm drei. Dann war alles wieder still.

Aber in dem kleinen Küsterhause am Kirchhof gab es Leben. Klaus, der alte Küster, trat aus der Tür. Seine altersschwache Gestalt stand in einer weiten, bis auf die Füße hängenden Pelerine, und über den Kopf hatte er eine Kapuze gezogen. Eine messinggelbe Krankenlaterne schwenkte er in der Hand. Millionen und Abermillionen Schneesterne blitzten auf im Schein des Kerzenlichts.

Der alte Klaus stapste durch den Schnee. Sehr franz und elend fühlte er sich. Ein grober Husten durchschüttelte alle Augenblicke seinen Körper. Aber trotz aller Gebrechen des Alters — diese Nacht hielt es den abgedankten Küster nicht im Bett. Neunundzwanzig Jahre machte er bereits diesen Gang in der Vorchristnacht. Diese eine alljährliche Nacht war ihm die heiligste seines Lebens. —

Klaus war zum Nachbarhause gekommen und hatte ans Fenster geklopft, worauf bald zwei Jungen, seine Enkelkinder, sich ihm zugesellten. Sie nahmen den Großvater in ihre Mitte und wanderten zum nahen Kirchlein. Klaus zog den großen Schlüsselbund aus seinem Wams her vor, schloß die Kirchentür auf und riegelte hinter sich ab. Sie waren in der düsteren, totenstillen Kirche. Am Chor flackerte das rote Licht der



Mit Genehmigung des Verlages Franz Hanfstaengl, München

○ Kind, o wahrer Gottessohn — o Kripp', o Salomonis Thron!
○ Stall, o schönes Paradeis — o Stroh, wie Rosen rot und weiß!



ewigen Lampe wie ein banges Seelchen. Der Schein der Krankenlaterne warf die Schatten der Bänke und Pfeiler wie große, schwankende Ge- spenster auf die Wand. Dröhnend klangen die Schritte der nächtlichen Besucher durch den lautlosen Raum. Die Knaben schmiegten sich ängstlich an den Alten. In jeder Ecke schien eine finstere, unheimliche Gestalt zu hocken. Aber der Küster ging festen Schrittes durch den Mittelgang. Was war hier auch zu fürchten! An Gespenster glaubte er nicht, wohl aber an seinen Herrgott, und der war ja hier ganz in seiner Nähe. Der selbe Herrgott, der vor zweitausend Jahren als armes Kind, genau so wie er auf die Welt gekommen war.

Sie kamen am Taufstein vorbei, und stapften die schmale Wendeltreppe zum Turm empor. Hell, kurzabgestoßen klappten die Holzschuhe der Jungen, unsicher schlürfend die des Alten. Als sie oben angelangt waren, ließ sich der alte Klaus erschöpft auf die Turmbank gleiten. Die Jungen standen schweigend neben ihm. Sie wagten sich nicht zu rühren; sie sahen nur scheu den Großvater an. Die Turmuhr tickte wie tropfendes Wasser durch die Stille. Klaus mußte daran denken, wieviel Stunden seines Lebens er hier schon gesessen und dem gleichförmigen Ticken der Uhr gelauscht habe. Und er saß tief in sich gesunken; eine Ahnung stieg in ihm auf, die sagte, daß er wohl zum letzten Male das wohlvertraute Gangwerk hören würde.

Da rasselte es im Gehäuse; es schlug einhalbvier.

Die Gestalt des Alten straffte sich. Sie reckte sich empor. Griff zum Glockenseil. Auch die Knaben sprangen an die Stricke.

Und ernst und feierlich hallte nun das Geläute durch die Winternacht. Zuerst rührte sich silberhell das kleinste Glöckchen; dann fiel das zweite dunkler ein; und nun übernahm tieferhaben die große „Bart-Glocke“ die Führung. Klaus stand am Strick, hochaufgerichtet, dann wieder, beim Niederreißen des Seils, tiefgeneigt. Aus seiner Kapuze leuchteten die Augen wie Sterne, und gleich langen Silberfäden wallte der Bart über die Brust.

Als er die Glocke in Schwung hatte, konnte er ein wenig rästen. Er schob mit der einen Hand die Windlade neben sich am Holzfenster herauf. Ein frischer Wind schlug ihm entgegen. Es hatte aufgehört zu schneien. Der Himmel prangte voll Sterne, und das Mondlicht hatte drunten ein wunderbares Bild gemalt. Friedlich lagen die weißgedeckten Häuschen um die Kirche. Der Turm warf seinen Schatten quer über den Marktplatz. Hier und da flammte in den Häusern ein Licht auf. Da haben die Leute jetzt die Fenster aufgestellt und lauschen den ersten weihnachtlichen Feierklängen. „Der Klaus läutet das Christkind ein“, werden sie verheißungsvoll den aufgewachten Kindern sagen, und der Kleinen Augen bekommen ein seliges Leuchten, überzeugt davon, daß nun die Abreise des Christkinds vom Himmel zur Erde erfolgt sei.

Nur dort drüben, am Ende des Dorfes, da wohnte seit einigen Jah-

ren ein Fremder, ein Ungläubiger, der jetzt, aus dem Schlafe aufgeweckt, fluchen wird ob des „nächtlichen Spektakels.“ —

Eine Viertelstunde wehten die weihevollen Klänge über Häuser und Gemarken. Dann gab Klaus das Haltezeichen. Zitternd erstarben die Klänge. Die „Bart-Glocke“ hammelte noch zwei-, dreimal nach. Dann verstummte auch das vibrierende letzte Gesumme. Es war wieder still.

Klaus und die Enkel nahmen ihren Weg zurück durch die jetzt vom Mond erleuchtete Kirche nach Hause. Der Alte ging gekrümmt und wankend. Er hatte seinen letzten Gang getan. Seit Wochen schon hatte er allen Krankenboten mit letzter Willenskraft getrotzt. Aber am Tage nach dieser Vorchristnacht verließ ihn seine Kräfte; er brach zusammen. Und er wehrte sich nicht mehr.

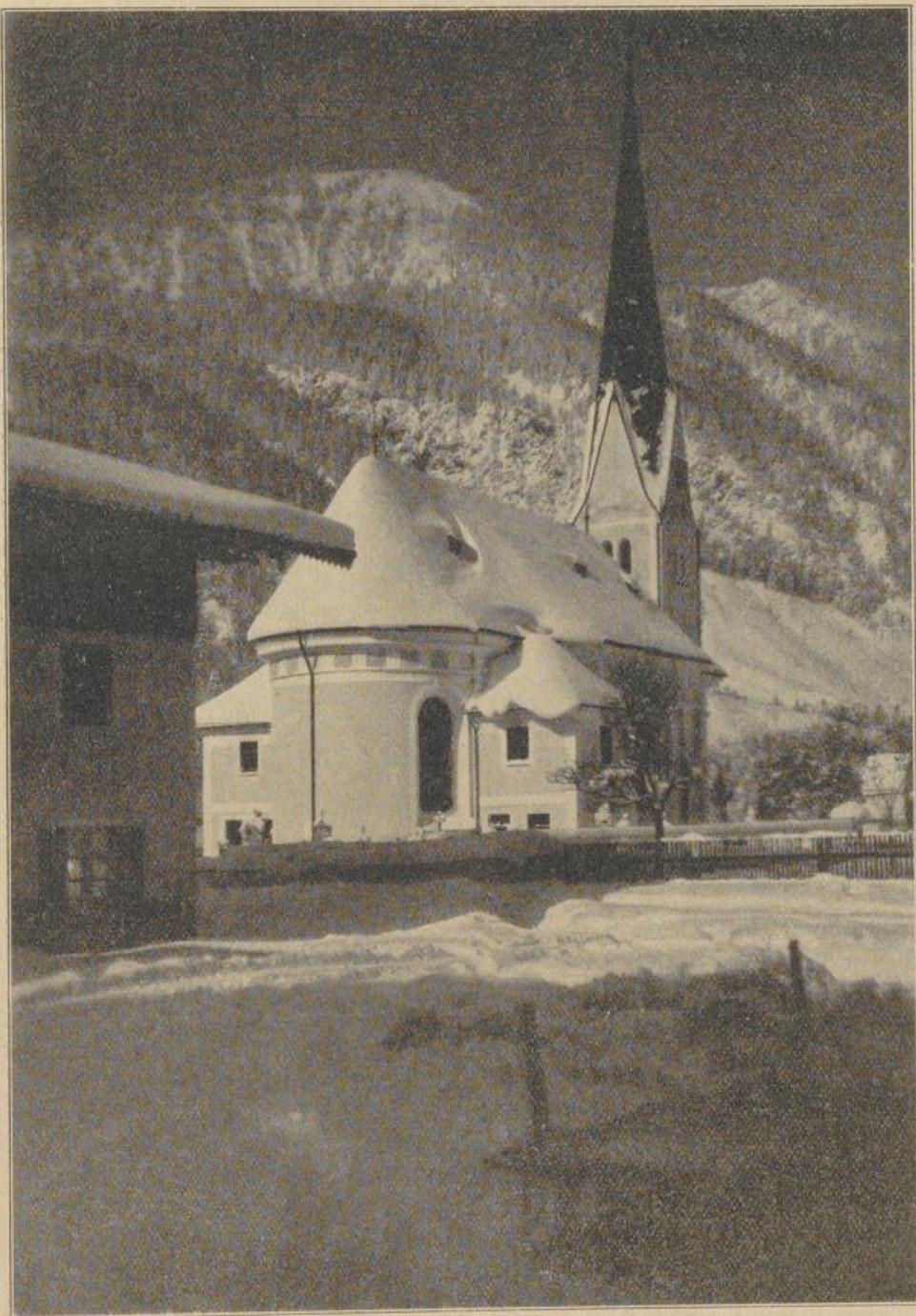
Als in der Nacht darauf, in der Christnacht, die Glocken zur Mette klangen, war des alten Klaus' Seele beim lieben Christkind im Himmel.

Kind und Weihnachten

Von Paul Hoche

Won allen Festen im Zirkel des Jahres ist Weihnachten dasjenige, das am innigsten mit der Seele des Kindes verbunden ist. Wochen und Monde vor dem Feste ist das Kinderherz erfüllt mit einem hellen Schein; es geht ein seliges Hoffen, Wünschen und Ahnen durch seine Brust, und im freundlichen Banne der Weihnachten schreitet es ins neue Jahr hinein. Es mag sein, daß das Kind die vielen Vorbereitungen zum Fest andächtiger erlebt als vielleicht wir Großen. Uns Erwachsenen wird manches gewohnheits- und pflichtmäßig, nicht selten beschleichen uns auch gerade in diesen Wochen bange Sorgen. Davon ist das Kind frei. Es erlebt Vorweihnachten ganz naiv, in unbefangener Stimmung, als schönere Welt. Es wächst in die festliche Weihnachtsstimmung hinein, auch wenn es noch weniger den eigentlichen Sinn des Festes erfaßt hat als sich vielmehr an den mancherlei Nützlichkeiten erfreut, am manigfachen Drum und Dran. Es hofft auf die Geschenke, schaut in Gedanken den brennenden Lichterbaum, denkt an die Leidereien für die Jungs, weiß, daß nach den Tagen der Arbeit und Mühe die Stunden der Ruhe und Freude für die ganze Familie kommen. Es fühlt sich beglückt, wenn es an den Vorbereitungen zum Fest teilnehmen kann; vielleicht gilt es, den Christbaumschmuck im Hause selbst herzustellen, Weihnachtsgebäck überlieferter Art zu vervollständigen oder gar an einzelnen Geschenken mitzuarbeiten, ein süßes Geheimnis zu bewahren. All das wird von der Kinderseele tief ergriffen und schafft dauernde Gemütswerte und Stimmungen, die noch in späten Tagen in der Brust nachleben und das Dasein freundlich durchleuchten. Es ist daher zu wünschen, daß das Kind den lieblichen Schimmer dieses Festes kennen lerne, daß es tief in bestimmte Familienüberlieferungen hineinwachse und auch aus solchen Quellen Kräfte fürs Leben gewinne.

Es entspricht dem tiefen Sinn der Weihnachten, den Kindern einen Gabentisch herzustellen. Denn der Geist der Weihnachten ist doch Liebe, und sie will geben. Kein Schenken ist aber vielleicht beglückender als das dem Kinde gegenüber, keins echter und wahrer. Denn Eltern wollen mit der Gabe ihrem Kinde wirklich eine Freude bereiten; wie mag das Mutterherz beglückt sein, wenn es das Geschenk betrachtet, das fürs geliebte Kind bestimmt ist. Wirklich, das Geben der Eltern ist ein opfervolles Selbstbeschaffen, eine Stimme des Herzens. Dieses Schenken ist aber auch darum so beglückend, weil Kinder im allgemeinen die Gaben noch mit unbefangener Freude entgegennehmen, weil sie oft mit nur kleinen Dingen von Herzen froh zu stimmen sind.



Weihnachtsstimmung!

Kirche in Bayrischzell in Bayern

361

Freilich will der Gabentisch des Kindes auch mit dem Herzen und Verstande hergerichtet sein. Es ist ein häufiger Fehler, daß der Geber nicht genug an den Empfänger denkt und daher oft das Falsche wählt. Daher tu's not, sich in des andern Wesen zu vertiefen, in unserm Falle also ans Kind zu denken. Was braucht es? Was bereitet ihm Freude? Was ist für seine Jahre und Eigenart passend? Weil alles teuer ist, werden wir meist praktische Dinge schenken müssen; aber auch sie werden Freude wecken, wenn Kinder so erzogen würden, alles mit Dank anzunehmen, wenn sie ahnen, wieviel elterliche Liebe und Sorge auch in solchen Dingen steckt. Darüber hinaus mag aber auch was gegeben werden, was mal nicht nötig ist, sondern einem besonderen Wunsche, einer Neigung entgegenkommend. Gerade solche Geschenke werden mit die tiefste Weihnachtsfreude auslösen.

Vielfach darf das Kind einen Wunschzettel vorlegen. Das ist schön, wenn ihn die Eltern recht lesen, d. h. ihn nicht wörtlich nehmen, sondern den Sinn erfassen. Damit deuten wir auf eine Gefahr hin, der Eltern nicht selten erliegen: zu wahllos und vor allem zu reichlich zu geben. Es ist nicht gut, jeden Wunsch zu erfüllen, das Kind zu überfüttern. Dadurch werden Kinder nur begehrlich, oberflächlich, verschwenderisch, verwöhnt und kommen damit eigentlich um den Segen der Gabe. Also weise Ökonomie auch in dieser Beziehung! Wie sorgsam und liebevoll läßt sich Hebel's „Mutter am Christabend“ durch den Kopf gehen, was sie schenken soll, und weise betont sie: „Gib sparsam wie der liebe Gott; tagtäglich nutzt kein Zuckerbrot!“

Vielfach können Eltern den Kindern die Geschenke selber herstellen. Es liegt ein feiner und starker Reiz in so vorweihnachtlicher Betätigung. Oft werden wir uns heute mit billigen Dingen begnügen müssen, weil die Börse zu schmal ist. Wer aber kann, soll auch etwas kaufen, mag auch teurere Sachen erstehen. Denn wir müssen bedenken, daß Weihnachten auch eine starke wirtschaftliche Seite aufweist. Unendlich vielen soll es das Brot des Jahres bringen, aus wirtschaftlicher Not erlösen. Es ist echter Weihnachtsgeist, auch an diesen Punkt in sozialer Gesinnung zu denken.

Es ist durchaus angebracht, unterm Christbaum mal die Kinder auf diese Zusammenhänge hinzuweisen, ihnen zu zeigen, wieviele Hände und Hirne sich regen müßten, um ihnen diese Gaben und Freuden zu bereiten. So mag gerade dieses Fest in den Kindern ein klares Gefühl der Verbundenheit mit den übrigen Volksgenossen wachrufen.

Löblich ist es auch, wenn bereits das Kind angehalten wird, sich fremder Not hilfreich anzunehmen. Es soll gerade um Weihnachten herum lernen, nicht nur an sich zu denken, sondern auch an die andern. Mit Leichtigkeit wird es ein Kind herausfinden, wem es helfen kann, wenn auch zunächst nur aus der elterlichen Tasche. So wächst das Kind auch durch unsere Erziehung in den Ernst der Weihnachten hinein und lernt den rechten freudigen wie ernsten Weihnachtsgeist erfassen.



Gnadenreiche Weihnachten und ein glückseliges Neues Jahr

wünscht allen unseren lieben Förderern, Lesern, Freunden
und Wohltätern der Mariannhiller Mission

Schriftleitung und Verlag des Vergißmeinnicht





Weihnachts-Sehnsucht!

„Christkindlein kommt, Christkindlein kommt!“
Wer hörf's nicht mit Frohlocken? —
Von fernher klingen ahnungsreich
Ulns schon die Weihnachtsglocken.

Tu auf das Herz! Tu auf das Herz
So reich an Wünschen, Leiden!
Willst du nicht deinem besten Freund
Dahin den Weg bereiten?

Dies Kind so klein, dies Kind so groß,
Wird einst als Richter kommen.
Wohl dir, hast du's in gläubiger Lief'
Im Herzen aufgenommen.

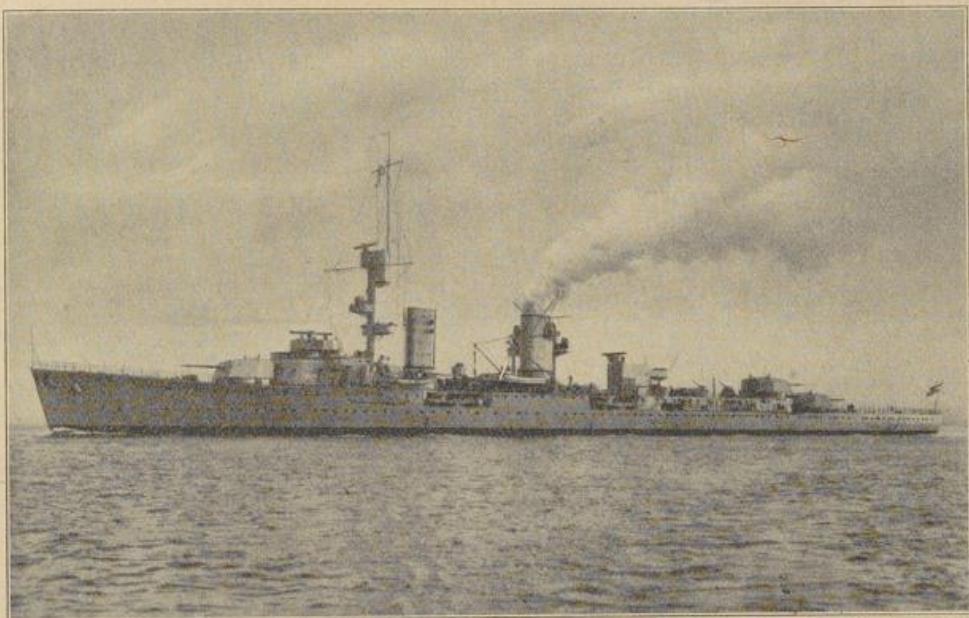
Von der alten Zulu-Herrlichkeit

Von P. Odo Ripp, R. M. M., Maris Stella

Die Höflichkeit und andere Höflichkeit

Wenn die Seele der Frommen sich auf den Flügeln der Andacht bis zu Taborshöhen versteigt, und dort göttliche Dinge schaut und genießt, die über ihr tägliches Erleben hinausreichen, da verliert sie sich zuweilen in nicht zu verwirklichende Wünsche. So erging es auch dem gottheligen Verfasser der Nachfolge Christi, Thomas v. Kempis. Dem erleuchteten Geistesmann wäre es lieber gewesen, beständig am Gasmahle der Engel teilzunehmen, die sich da sättigen an den Quellen des Lebens und der Freuden, die aus dem unerschöpflichen Wesen Gottes auffsprudeln. Andere Bedürfnisse wie Essen, Trinken, Schlafen hätte er gern aus seiner Tagesordnung verbannt. Allein mit ihm haben es alle geistesverwandten Seelen erfahren, daß man doch vernünftiger und gerechter verfährt, wenn man dem Leibe die ihm vom Schöpfer zugesetzte Ration täglich verabreicht. Nur so kann man friedlich fürbaß gehen und zum Ziele kommen. Wenn man es versteht, die rechte Meinung bei diesen Dingen zu haben, so wird sich selbst für die Ewigkeit kein Defizit herausstellen. Wer nun diesen materiellen Übungen obliegt, mag es tun in jener festlich freudigen Dankesstimmung des hl. Franziskus von Assisi, der seine Brotkrummen bei frischer Quelle am Waldestrand mit Bruder Masseo verehrte. Sollte ihm aber die Neue Tränenbächlein aus den Augen locken, so mag er mit St. Bernhard seine Bissen mit diesem Herzblut der Seele benecken und sich vorstellen, er esse seine und der Mitmenschen Sünden. Alles geschehe somit zur Ehre Gottes.

Herd und Küche waren von Anfang an unentbehrliche Einrichtungen in jedem Haushalte. Der Dreifuß, bestand er nun aus drei Steinen wie bei den Eingeborenen in früheren Zeiten oder aus Eisen wie heutzutage, war ein geheiligt Hausgerät, worauf sich die Menschen ihren täglichen Unterhalt lochten. Jetzt in der modernen Küche hat sich der Dreifuß in eine verwinkelte Maschinerie verwandelt und das ursprüngliche Kochen und Braten hat einer eigenen Kunst Platz gemacht. Wie es nun keine belanglose Sache ist, wer auf dem Ratheder eines Hörsaales sitzt, so ist es keineswegs gleichgültig, wer mit den Kochlöffeln hantiert. Von diesen Leuten hängt oft gar viel ab. Diesen Köchen beiderlei Geschlechts, weltlichen oder geistlichen Standes, ist es in die Hand gegeben, nicht wenig die guten oder übeln Launen der von ihnen Bedienten zu beeinflussen. Man glaubt, daß manches Familienheim friedlicher, trauter und anheimelnder wäre, wenn am Herde eine Person stände, die dort den tatsächlichen Beweis von opferfreudiger Liebe und Hingabe an die Pflegebefohlenen liefern würde. Nach diesen allgemeinen Erwägungen machen wir einen Besuch in der recht einfachen Höflichkeit eines Zulufür-



Der deutsche Reichsmarine-Kreuzer „Karlsruhe“, Kapitän z. See Lindau
in südafrikanischen Gewässern



Kapitän z. See Lindau mit Offizieren des Kreuzers „Karlsruhe“
in Mariannhill

sten. Der Herd (iziko) befindet sich in der Mitte der Hütte. Diese Feuerstelle ist von einem wulstig erhöhten Lehmring umsäumt. Da wird gewöhnlich ein beständiges Feuer unterhalten. Man kocht und wärmt sich dort. Ums Feuer schart sich die ganze Familie zumal zur Abendzeit, wo in endlosem Geschwätz die Tagesneuigkeiten durchgedroschen oder Märchen erzählt werden, gerade so wie im kalten Norden, wovon der Dichter treffend sagt:

„Viel wird geschwätz in sommerlangen Tagen,
Noch mehr im Winter bei des Kienspans Glüh'n.“

(Fr. Weber, „Goliath“)

Das Herdfeuer hat beim Schwarzen einen eigenen Zauber. Im warmen Elemente fühlt er sich glücklich, am Feuer kocht er sich sein lärgliches Mahl, braut sein Lieblingsgetränk und bratet sich schließlich ein Stück Fleisch. Nicht anders war es um die Hofküche bestellt. Das Menu beschränkte sich auf den Ertrag der Felder und Viehherden. Nicht in ausgesuchten lukullischen Leckerbissen suchte man den Herrscher zu bewirken, — hatte er doch seine Nase noch nicht in eine bessere Küche gesteckt, somit auch kein Verlangen nach solchen Dingen gehabt, sondern durch die Menge und Beschaffenheit des Dargebotenen. Auch ein Umuntu hat es längst herausgerochen, welche Stücke eines Rindes am schmackhaftesten sind. Das insonyama, die Rückenstücke, munden ihm am besten. Darum gehörten diese Teile immer auf die Hoftafel oder dem Familienoberhaupt. Männliche und weibliche Köche teilten sich in die Sorge um die Bewirtung des Königs.

Die Besorgung und Zubereitung der Fleisch- und Milchspeisen zählte zum Fach des Koches, während Feldfrüchte wie Kürbisse, Mais, Hirse usw. der Kochkunst einer Köchin anheimgestellt waren. Diese hatte auch das Zeichen zum Essen zu geben, was durch Anschlagen an eine aufgehängte Pflugschar geschah. Alles umwohnende Volk sollte nämlich wissen, daß der große Elefant eben regaliere. Waren doch während dieser Zeit manche Vorschriften einzuhalten. So durfte im ganzen Revier niemand ausspucken noch husten. Drängte letzteres sich jemand auf, so mußte er den Mund zu halten und den Kopf bis zur Erde neigen, um so jedes Geräusch zu unterdrücken. Die schwarze Majestät speiste allein und wurde von einer Hofdame bedient. Der König hatte sein eigenes Schlachtvieh, die sogenannten „Mundochsen — ezomlomo.“ Um jeden feindlichen Einfluß fernzuhalten, war es nicht gestattet, ihm Fleisch- oder Milchspeisen vorzusezzen, die von Feinden erbeuteten Ochsen herrührten. Seine Günstlinge, die izilomo schmausten in der Regel an der Pforte seiner Hütte. Dort wurde ihnen das Fleisch in geschnittenen Schüsseln vorgesetzt. Solche izingqolo trifft man noch zuweilen in älteren Familien, die aus Zululand stammen. — Am königl. Hoflager war die Brauerei stets im Gange. Der Bierkrug stand immer in der Nähe des Fürsten, um so seine dürstende Kehle feucht zu halten. Das war echter, brau-

sender Met, gehaltvoller und malziger als Münchner Löwenbräu. Dieser Nektar, an dem selbst die Ahnengeister nippen nach der Vorstellung der Heiden, gab dem großen Elefanten ein gutes Aussehen und die nötige Rundung, was seine Majestät in den Augen des Volkes erhöhte. Frägt man nach jemandes Befinden, dann sagen die alten Leute: „usaklenha amabele — er kaut noch Hirse“, was anzeigt, daß es ihm noch wohl ist.

Damit jedoch das „große Tier“ bei solch guter Pflege nicht struppig



Weihnachten im hohen Norden bei einer christlichen Eskimofamilie

würde, dafür sorgte der Hofbarbier. Diese kostliche Szene der königlichen Frisur spielte sich in der Hütte oder auf dem Hofe ab. Der König unterhielt sich unterdessen mit seinem Minister. Das Herkommen verlangte, daß der Barbier seine Arbeit in gebeugter Stellung, in raschem Tempo ausführte. Raum daß er das Ungetüm mit seinem Werkzeuge berührte, sprang er erschreckt beiseite, blieb in der Ferne stehen, schaute voll Angst nach dem Ungeheuer, erwägend, ob es wohl ratsam sei, dasselbe weiter zu berühren. Langsam schlich er sich wieder heran, schabte ein wenig und im Nu wiederholte er seine Akrobatsprünge zur Seite. So ging die Komödie fort, bis der große Elefant wieder schön geschniegelt aussah. Der Barbier hielt sein Instrument in der Rechten, während er mit der Linken ein Körbchen hatte, worin er die Haare auffing. Diese wurden in der Hütte verbrannt und dann nachher in den Fluß in fließendes Wasser gestreut, um jede Verzauberung zu verhüten. Wohl keinem Hof-

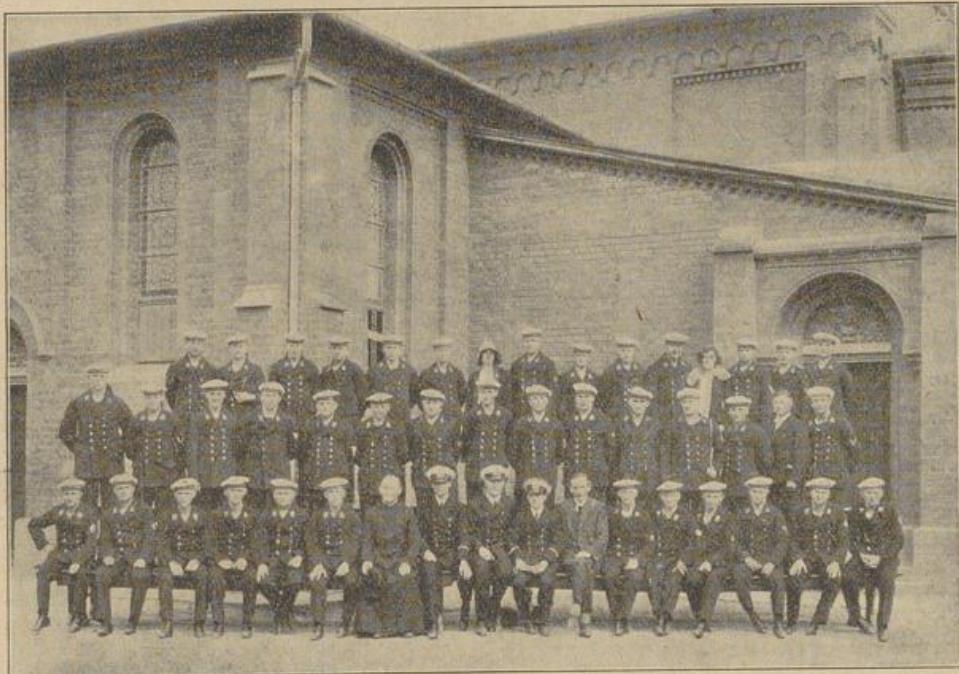
barbier in Europa wird es je geträumt haben, daß es solche originelle
Zunftgenossen irgendwo auf dem Erdenrunde gäbe.

Hier möge noch eine Hoffszene folgen, deren Gemütlichkeit wohl auch
den Leser zu herzlichem Lachen reizen wird. Eben gefiel es dem Großen,
seine Männer dort im weiten Hofraum um sich zu scharen. Es wurde dem
Diener gemeldet, der allsogleich ausrief: „Es ziehe herauf die Gemeinde! Hörest du es wohl?“ Allerorts schallte es zurück: „Man hat es ge-
hört.“ Alle strömen aus ihren Hütten und ziehen hinauf zum Könige.
Die ganze Versammlung verkündete laut seine Großtaten bis sie in die
Nähe der Majestät kamen, der geschmückt mit allen Regalien seiner
Herrschaft im Hofe saß. Auf dem Haupte den glänzenden Ungiyane —
Ring, vorne eingesteckt flatterte die Indwa — Feder des blauen Kra-
nichs, hinten und vorne am Kopfe baumelten noch allerlei bunte Feder-
büsch. Ein Flechtwerk aus bernsteinartigen Perlen bildete seinen Hals-
schmuck. Bei dieser Imhibinga, die besonders König Mpande gerne zur
Schau trug, pflegten die Leute zu schwören. An seinen Armen und Be-
inen trug er vergoldete Spangen und sonst allerlei Pelzwerk sowie eine
Lerdenschürze aus Löwenfell. In solcher Montur erschien dem Umuntu
sein König wie ein Wesen aus anderen Welten. Er saß auf einem
Thronstuhl, der aus dem Weichholz des Umganu-Baumes gefertigt
war und dem Künstler 9 Ochsen einbrachte. Still und gravitätisch thronte
er da, umgeben von seinen Ministern und Hofbeamten. Als Baldachin
diente ein großer Schild, der an einer Stange befestigt war, um die Son-
nenstrahlen abzuhalten. Gegenüber saß ein anderer Page, der die Ehre
hatte, in einem Körbchen die königliche Tabaksdose zu halten.

Nachdem die Gemeinde seiner Majestät ansichtig wurde, erfolgte der
Salut „Bayede“, der wie Donner von den Bergen widerhallte. In
Schiffssform, ukw’enza umkumbi, ließ man sich auf den Boden nieder.
Der Vater des Volkes hub nun an, von dem Gegenstande der Einberu-
fung zu reden. Zuweilen bildete der Krieg das Thema oder sonst irgend
eine Stammesangelegenheit. Hätte nun der Große etwas gesagt, so fragte
der Minister die Nebensitzenden: „So habt ihr den König reden gehört?“
Andere Diener stellten dieselbe Frage an die Umsitzenden, worauf die
ganze Sippschaft erwiederte: „Ja, ja, Vater; recht so, großes Tier.“ Reizte
den Landesvater im Verlaufe des Gespräches etwas zum Lachen, wobei
er herausplatzte und fischerte, den Kopf auf und ab bewegend wie eine
schnatternde Gans, so brach die ganze Versammlung auch in helles La-
chen aus, alle Bewegungen des großen Elefanten nachahmend. Nieste
seine Hoheit, so schrie der ganze Chorus: „Glückauf, werde groß, Maje-
stät.“ Spuckte er aus, flugs war ein Leibdiener da, der alles schön weg-
wischte. All dies Getue und Nachäffen erhöhte das Prestige des Herr-
schers. Wirklich kostliche Bräuche, die Zeugnis ablegen für die Schilf-
rohrnatur vieler Menschen. Doch „verhöhnt sei, wer schlecht davon denkt.“
Andere Leute, andere Sitten; andere Zeiten, andere Moden, und die-



Korvettenkapitän Bormann mit Kadetten und Angehörigen
zu Besuch in Mariannhill



Offiziere und Kadetten des Kreuzers „Karlsruhe“ auf Besuch in Mariannhill.
Hier fanden sie ein Stück echten Deutschstums

sen, wenn sie auch noch so abgeschmackt und verfänglich sind, huldigen Leute, die sich himmelhoch über diesen Naturkindern dünken. Mit Nichten: Wahrheit ist es und bleibt es; überall und jederzeit sproßte und wuchs das Geschlecht der Schilfrohre.

Der Weg zum Christkind

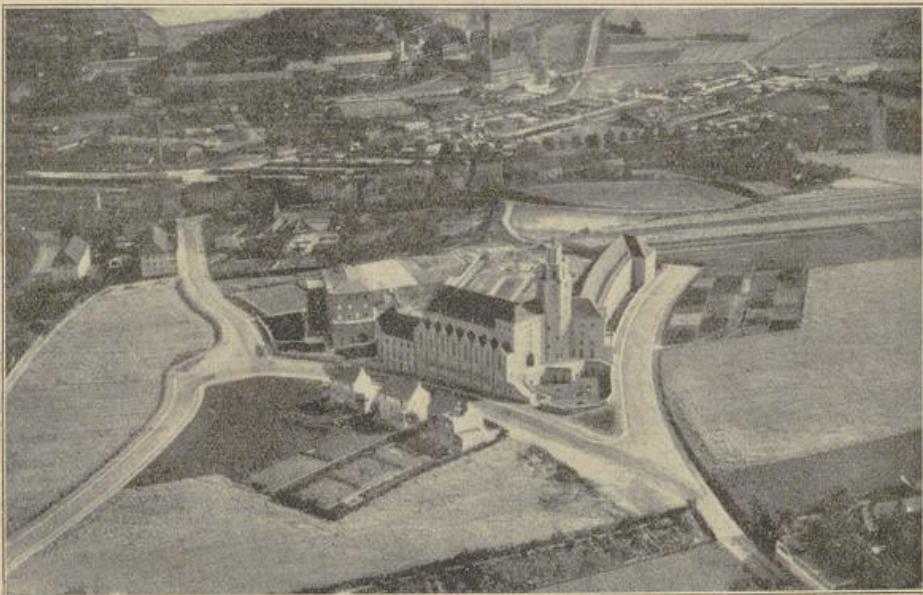
Von Dina Ernstberger

Lore sollte zur Schule kommen. Nachbars Mariechen kam und sagte, ihre Mutter will sie mitnehmen, weil klein Lore keine Mutter hatte und Mariechen lieber mit noch einer Leidensgenossin den ersten Schulgang mache. Mariechen ging nicht gern zur Schule. Sie hatte dazheim schöne Spielsachen und einen großen Garten und Freundinnen zum Spielen, da konnte sie es nicht schön finden, wenn sie den ganzen Tag in der Schule still sitzen müßte und nicht einmal mit den andern Kindern plaudern durfte. — Lore dagegen freute sich. Kam sie doch etwas auf die Straße, heraus aus der kleinen Giebelstube, wo sie von früh bis nacht an der Wiege des kleinen Heinerle sitzen und mit ihm spielen müßte, weil die Tante ständig an der Nähmaschine saß, um fremden Leuten neue Kleider zu machen.

Mariechens Mutter trug einen großen Korb am Arm, als sie mit den Kindern den ersten Schulgang mache. Sie ließ die Tante in den Korb sehen. Da waren viel Eier, Butter und Fleisch drinnen. Als die Tante darüber staunte, meinte sie, das sei halt so Mode, daß man beim ersten Schulgang für den Herrn Lehrer etwas mitbringt. Bei Lore sei dies was anderes. Von so einem Dingelchen, das nicht einmal Eltern hatte, könnte man das nicht verlangen, und von der Tante erst recht nicht.

Die Tante seufzte: „Ich hab' nir zum Verschenken. Muß für mein Kind sorgen. Die Lore ist mir fremd wie dir. Ich hab' sie angenommen, weil ich die paar Pfennig für die Verpflegung von der Armenpflege auch mitnehmen kann und mein Heinerle Aufsicht hat.“

Lores Freude am Schulgang war plötzlich wie ausgelöscht. Traurig ging sie neben dem Mariechen her. Warum hatte sie nicht auch eine Mutter wie die, und warum konnte sie dem Herrn Lehrer nicht auch etwas mitbringen? — Diese Fragen beschäftigten sie so, daß sie erst wieder an etwas anderes dachte, als sie das Schulhaus vor sich sah. Dort wurden sie in ein schönes Zimmer geführt, da saßen schon viel kleine Mädchen. Alle hatten schöne, bunte Schultaschen und Mütter. — Warum hatte gerade sie keine Mutter? Immer nur eine Tante. Nachbarinnen sagten, Lore hätte auch schon eine Mutter gehabt. Sie wäre zu fleißig gewesen. Da dran sei sie gestorben. Lore konnte sich nur ganz dunkel auf ein Bettchen erinnern, mit einem Gitter herum, das konnte man auf und zu machen. Wenn Lore im Bettchen lag, dann neigte sich eine schöne Frau über sie und küßte sie auf den Mund. Die Erinnerung daran war verschwommen. Deutlicher war ein anderes Bild. Da hielt sie dieselbe Frau auf dem Arm und vor ihr stand ein Christbaum mit Lichtern und blühenden Glaskugeln und süßen Zuckersachen. Unter dem Baum saß eine Puppe und daneben lag ein Bilderbuch. Das gehörte alles Lore. Und nochmal sah sie dieselbe Frau. Sie lag in einem schwarzen Kasten. Ihr Gesicht war ernst und streng, als wäre Lore unfolgsam gewesen. Eine fremde Frau gab ihr Blumen in die Hand, die sollte sie in den Sarg legen. Lore aber wollte sie behalten. Sie weinte, als man ihr die Blumen nehmen wollte. Später führte man sie mit den Blüten hinter dem schwarzen Kasten drein. Folgsam warf sie dann den Strauß in das große Loch, worin der Kasten verschwand. Von diesem Tag an hatte sie nichts mehr von einer Mutter gehört. Da hatte sie nur noch eine Tante. Und die saß immer an der Nähmaschine in der Giebelstube und Lore mußte den kleinen Heinerle wiegen. Sie sah hier nichts, als die Wolken, die an dem kleinen Fenster vorüberzogen.



Das Pius-Seminar der Mariannhiller aus dr. Bogelschau
(Photo Aero-Express-Leipzig)

Lore gefiel es in der Schule. Der Lehrer war lieb gegen sie. Den Weg zur Schule durfte sie mit Mariechen machen, um ihr die Schultasche mitzutragen zu helfen. Dafür bekam sie Wesperbrot. Da freute sich Lore von einem Tag zum andern darauf. — Als der Herbst kam, mußte sie in den Wald gehen, um Buzeln für den Winter zu holen. Nachbarsfrauen nahmen sie mit. Wie sie sich da abschleppte! — Die Frauen schimpften mit ihr: „Mach den Sack nicht so voll, Lore. Kannst ihn nicht tragen. Er ist größer wie du.“ Die Lore aber lachte nur und tat noch eine Handvoll Buzeln drauf. Wenn sie auch recht schleppen mußte, die Tante freute sich darüber, da tat sie es gern.

Beim Mariechen stand ein großer Tannenbaum bereit, damit das Christkind seine Sachen daran hängen konnte. Sie hätte auch gern ein Bäumchen gehabt. Als sie es der Tante sagte, meinte die, zu ihr käme das Christkind überhaupt nicht. Warum, wollte Lore wissen. Sie wäre doch ebenso brav und folgsam wie das Mariechen. Die Tante wußte ihr keine Antwort zu geben.

Vielleicht hatte das Christkind an die Lore nicht gedacht und ihre Sachen zum Verteilen schon an Knecht Rupprecht gegeben und es war für sie nichts übrig geblieben.

Lore zerbrach sich darüber den Kopf. — Wenn sie dem Christkind schreibe, sie wäre mit einer Kleinigkeit auch zufrieden. Aber sie konnte halt noch nicht schreiben. Weihnachten rückte immer näher und sie wußte noch keinen Ausweg, um sich beim Christkind in Erinnerung zu bringen. Einmal bat sie die Tante, daß die einen Brief an das Christkind schreibe, die sagte aber, von großen Leuten nehme das Christkind keinen Brief an. Völlig ratlos saß Lore an einem Dezembernachmittag an der Wiege des Heinerle. Traurig blickte sie durch das Fenster, mitten hinein in die leuchtende Glut des Sonnenuntergangs. „Tante, wo wohnt denn das Christkind?“

„Das weißt du doch, Lore, wo denn anders, als im Himmel.“

Lore verließ den Platz an der Wiege und lehnte sich zur Tante an die Maschine. „Kann man zum Christkind in den Himmel gehen?“

Die Tante nickte. „Jedes Kind, das brav und folgsam ist und gern betet.“

Lores Augen funkelten. Sinnend schaute sie durch das Fenster. Wie glänzendes Gold leuchtete der Abendhimmel. Da drüben also, wo die Erde und der goldene Abendhimmel sich berührten, da wohnte das Christkind. Dort hinein in das

Gold mußte man gehen, wenn man zum Christkind kommen wollte. Schmeichelnd legte Lore das Händchen auf den Arm der Tante: „Wohnt das Christkind da drüber, wo die Erde und der Himmel zusammenstoßen?“

„Ja. Wo denn sonst. Laß mich jetzt. Ich muß arbeiten.“

Die Tante wurde ungeduldig. Sie schob Lore bei Seite. „Seß dich an die Wiege zum Heinerle.“

Lore folgte. Sie vergaß aber, den Heinerle zu wiegen, weil sie immer durch das Fenster das Sonnengold des Abendhimmels betrachten mußte, dort wohnte



„Es ist ein Reis entsprungen!“

das Christkind. Am nächsten Abend saß sie wieder an der Wiege vom Heinerle. Sie suchte sehnüchsig das Streischen Himmel ab, welches sie durch das Dachfenster sehen konnte. Auch heute wieder flammt der Himmel in Glut. Heinerle schlief. Wenn sie jetzt die Tante fortschicken wollte, um etwas zu holen, dann könnte sie schnell zum Christkind laufen. Es war gar nicht weit, bis da hinüber, wo die Bäume in den Himmel hineinragten. Sie trat von der Wiege weg; schmiegte sich an die Tante. „Der Heinerle schläft“, flüsterte sie.

Die Tante schob Lore fort. „Geh, Lore. Ich muß arbeiten.“

Das Kind seufzte und trat zurück.

Nun hob die Tante doch den Kopf und schaute sie an. „Willst du was?“ fragte sie gütiger.

Lore nickte. „Nur ein klein wenig auf die Straße.“

„So geh. Komm aber bald wieder.“

Wie der Wind ließ Lore die Treppe hinab. Nun stand sie auf der Straße. Wohin sollte sie sich jetzt wenden? — Die hohen Häuser verdeckten die Stelle, wo das Christkind wohnt. Sie rannte durch die Straßen bis die Häuser zu Ende waren. Nun sah sie ihn wieder, den Weg zum Christkind. Ganz deutlich hatte da drüben am Wald die Erde ein Ende. Dort sang der Himmel an. Direkt zum Christkind führte da der Weg. Flugs eilte sie über die Schneefelder dahin. Sie spürte es gar nicht, daß die Glieder froren und die Füße müde wurden. Auf einmal stand sie bei den Bäumen, die in den Himmel hineinragten, aber die Erde hatte hier immer noch kein Ende. —

Die glänzende Glut am Himmel verblaßte; blauschwarze Schatten begannen zu dunkeln; Lore wurde es auf einmal bang . . . Wo war sie hingefommen? — Sie schaute den Weg zurück; weit drüben lagen die Häuser. Was sollte sie machen? Wieder umkehren? — Nein. In wenigen Tagen war Weihnachten. Sie mußte zum Christkind. Da vorn zwischen den Bäumen schimmerte noch ein blutroter Streifen durch die Äste hindurch. Das war sicher der Platz, wo man in den Himmel konnte. Mit erneutem Mut eilte das Kind zwischen den Bäumen durch, dem leuchtenden Streifen nach. Da war plötzlich auch der erloschen. Lore stand im Dunkel — allein, schutzlos im Walde. —

Das Herz des Kindes begann zu klopfen. Wohin nur? — Unverrichteter Sache zurück wollte sie um keinen Preis. Sie setzt sich ein wenig in den Schnee, vielleicht kam das Christkind vorüber. Wenn es dunkel wird, geht es umher, nach den guten und bösen Kindern zu sehen, sagte Mariechen. Es wurde schon dunkel, da mußte das Christkind gleich kommen. — Sie lehnt das müde Köpfchen an den Eichstamm und horcht und wartet. — Weit drüben läutet die Abendglocke. Sie faltet die Hände. Es wurde ihr bang. Was wird die Tante sagen, wenn sie beim Gebetläuten fehlt? — Sie singt zu beten an.

„Lieber Gott, laß das Christkind da vorüber kommen, damit ich ihm sagen kann, daß es mir auch einen Baum bringt und ein neues Kleidchen, wie dem Mariechen.“

Im kindlichen Vertrauen auf Hilfe lehnte sie das Körperchen fester an den Baum. Nur ein ganz klein wenig wollte sie ruhen; sie war müde. Die Füße waren schwer, als hingen Bleifügeln dran und die Hände gefühllos, wie Eisklumpen. Von dem angestrengten Schauen schmerzten die Augen. Sie schloß die Lider.

Es war Mitternacht. Durch den Wald huschten dunkle Gestalten mit Laternen. In die nächtliche Stille hinein klang ein einziger, lauter, durchdringender Ruf: „Lore!“ Er sprang von Ast zu Ast; hallte von Baum zu Baum; höhnisch warf ihn das Echo wieder zurück: „Lore!“

Da ertönte ein greller Pfiff. Hinter allen Bäumen kamen dunkle Gestalten hervor. Sie sammelten sich an dem Platz, wo der Pfiff erscholl. Die Laternen senkten sich über eine Stelle im Schnee. Es waren die Spuren kleiner Kinderfüße. Sie führten in den Wald. Bis hin zu dem Stamm einer mächtigen Eiche.

Dort lag Lore. Kalt und starr, mit geschlossenen Augen und glücklichem Lächeln.

Sie hatte den Weg zum Christkind gefunden.

Der Jüngste

Von Anna Räbser

Mit zitternden Händen hielt Mutter Röder den Brief, den der Briefbote auf den Tisch geworfen hatte. Fremde Marken, fremder Stempel. Sie suchte die Brille auf dem Schrank. Sie war heute glücklich an Ort und Stelle.

„Wo is' er denn nun her, der Brief?“ drängte Vater Röder. Mutter



P. Vitalis, R. M. M., ein Schweizer Landsmann, in Mariannhill mit dem jüngsten eingeborenen Erstkommunikanten

hielt ihn ein Stück weit vom Blick und ihre Augen wurden groß und hell. „Vom Bernard is' er schon! Da is' er gewiß schon mitten in Afrika! O Herre, dir sei Dank!“

Vater Röder fiel die Pfeife aus dem Mundwinkel, weil ihm die Lippen so merkwürdig zu bebren anfingen. „Dann lies doch, Mutter, lies

für! Heiliger Sanct Peter, wer hätte das gedacht, daß wir alten gemeinen Leute nochmal 'nen Brief mitten aus Afrika kriegten!"

Der Brief knitterte in den zitterigen Altfräuenhänden, und Mutter Röder mußte erst ein Weilchen mit lesen warten, weil ihr die Zeilen und Buchstaben so durcheinander schwammen. Sie setzte sich neben Vaters Sessel, tat die Hand auf seine gichtige Rechte und begann stockend zu lesen:

Liebe Eltern und alle Lieben!

Vom unendlichen Meere schreibe ich Euch. Es ist Mitternacht. Ich war stundenlang auf Deck. Ich sah nichts, als über mir den Himmel mit seinen Millionen Sternen und um mich das unermäßliche Meer. Vielleicht denkt Ihr nun, daß mir da bange wurde und ich Heimweh hatte. Wäre ich allein gewesen — ja, dann! Aber ich war nicht allein. Nie, außer am Altare, war mir Gott so nahe, wie hier in der unendlichen Einsamkeit zwischen Himmel und Erde. Er war in mir, über mir, um mich. Da fühlte ich erst, wie klein und arm ich bin vor einem Gott, der solche Welten erschuf und lenkt. Und wie reich und begnadet ich bin, daß er mich zu seinem Werke rief. Ich habe mich ganz versenkt in seine große Allmacht — und habe ihn gebeten, daß ich ein ganz kleines Sternlein sein dürfe, um wenigstens einer einzigen Seele zu leuchten aus dem Dunkel zum Lichte. Meine ganze Kraft habe ich ihm wieder angeboten für sein großes Werk. Wenn ich auch nun nicht am Altare opfern darf, wie Ihr und ich es ersehntet, so darf ich doch des Herrgotts Handlanger sein und mit Schippe und Schaufel, mit Hobel und Hammer, wie er es gerade braucht, und wie er einmal selber tat als Menschensohn, helfen, sein Reich zu stützen. Es singt ja nicht nur die Lerche Gottes Lob, auch der Sperling im grauen Kleide.

Wenn Ihr einmal hört, daß der Heiland, der jetzt ärmer als in Bethlehem in der neuen Missionsstation unter seinen schwarzen Kindern wohnt, ein neues Heim bekommen hat und seine beiden Apostel ein sicheres Obdach, dann freuet Euch, daß Euer Sohn mit daran schaffen durfte, Euer Sohn, der Euch nach Gott das Leben und Alles verdankt. Ich bin glücklich, teure Eltern! Ich meine, wenn die Welt es ahnte, würden Könige mir dies Glück neiden. Seelen suchen wir — und der Himmel wird sie uns geben. Ist ein solcher Schatz nicht Königreiche wert?

Meinen Schwestern und Brüdern, allen neunen, danke ich nochmals herzlich für alle Liebe, die sie mir, dem letzten späten Vögelchen, gaben. Es hat Euch ja manches muntere Lied dafür gesungen. Ob es schon des Herrgotts frohen Klostersänger in sich spürte? — Saget Peter, er soll seine Sechs im eigenen Nest warm halten. Die Welt draußen zersaust sie ihm. Auf den Emil mag er beide Augen halten, er ist ein lieber Junge, aber er wird immer so sein, wie die, mit denen er umgeht. — Marie, dich hatte ich immer am liebsten; warst ja mein zweites Mütterchen, und dir danke ich's, nächst den Eltern, daß ich so ein froher, starker

Bub geworden bin, der es nun gar mit Wilden aufnehmen will. Und deshalb habe ich an dich noch eine Extrabitte, weil du in der großen Stadt lebst. Laß deine Töchter nicht mehr dorthin gehen — weißt ja, was ich meine — und wenn sie dreifachen Lohn heimbringen. Der wird teuer erkauft. Hausmütterchen sind sie beide von Natur. Ich konnte es dir nicht mehr sagen, ehe ich Abschied nahm.

Alle möchte ich Euch mit weiten Armen umschließen und in die Sicherheit bringen, die ich im Hause und Herzen unseres Gottes zu haben hoffe. Dort könnet Ihr mich immer finden, wenn Euch das Leben weh tut und wenn Ihr müde und in Nöten seid.

Und das möchte ich Euch, liebe Eltern, noch ganz still allein zuflüstern, daß nur Ihr und der liebe Heiland es höret: „Für Heinrich, meinen ältesten Bruder, stehe ich bei Gott. Wenn Ihr auch alle Hoffnung auf seine Heimkehr und Umkehr aufgegeben habt, ich sage Euch, er wird einmal bei uns sein, wenn wir uns droben bei Gott einmal wiederfinden. Wenn auch Ihr den Glauben habt, der Felsen ins Meer stürzt, also das menschlich Unmögliche möglich macht, so werdet Ihr Euren Erstgeborenen wiedersehen, hier oder drüben.“

In dieser Hoffnung grüße ich Euch alle im Herzen unseres Herrn
Euer Sohn und Bruder
Bernard.

N. Im Hafen gebe ich diesen Brief zur Post. Er soll Euch ein Zeichen sein, daß ich glücklich in meiner neuen Heimat gelandet bin.

Mutter Röder ließ den Brief, den sie stockend und mühsam entziffert hatte, aus der unsicheren Hand in den Schoß sinken. Sie sprachen beide nicht, die alten Leute. Es war, als lauschten sie den Klängen ferner Feierglocken. Wie müde Schnitter saßen sie an den Ufern ihres heißen Lebenserntefeldes. Ihr Weizen war gut geworden, weil der Himmel den Segen gab zum Gedeihen. Aber es wuchsen auch Dornen. Und die Dornen rissen ihnen Herz und Hände blutig. Ihr Ältester! So weit vom rechten Weg irrte er, als ihr Jüngster vom Abgrunde. Und dieser Jüngste, den Gott ihnen noch gab, als es in ihrem Leben schon herbstlich wurde, er wird nun zum Bürigen für den Erstgeborenen.

Mutter Röder fuhr mit der Schürze an die Augen. Dieses Glück und dieser Trost, den ihnen der gute Gott so unverdient gab! Und gerade mit dem Bernard, dem Jüngsten, um den sie damals soviel gelitten hatte! Sie schluchzte im Erinnern heimlich auf. Aber Vater Röder merkte es doch. Er griff mit der gichtzitternden Hand nach der ihren und sagte mit einer Stimme, die von großem Leid und großer Freude rauh und brüchig war:

„Mutter, — denk dir, wenn wir ihn nicht hätten — unsern Jüngsten. . . .!“

Die Reich Christi-Mission

Sursum Corda! — Ein gewaltiges, aus den Tiefen emporreißendes Kraftwort aus der Höhe braucht unsere Zeit und Weltlage. Einen großen Gedanken, eine Gottesidee, ein urschöpferisches neues Fiat! — Das Wort ist gesprochen, der Impuls gegeben, die Rettung garantiert. Der Jenseits-Gesandte in der Vatikanstadt schrieb das große „Sursum Corda!!“ mit goldenen Lettern an die Fassade der Peterskirche: „Christus euer König! Sein Reich euer Friede!“ Nun steht es bei uns, den Inhalt der großen Botschaft zu erfassen, Christus in seiner ganzen Majestät erkennend zu lieben und seines Reiches Herrlichkeit zu schauen. — Nächst dem Lehramt der Kirche hat auch die Presse eine weltweite Mission: Christi Reich und Königthum der sinkenden Menschheit immer klarer zu zeigen, immer lauter zu verkünden, immer eindrucksvoller vor Augen zu stellen. Das ist Heimats- und Heidenmission zugleich, katholische Aktion nach dem Herzen des Heiligen Vaters!

Und dieses weite Arbeitsfeld der Presse bietet gerade der Laien-Aktion unter Führung der Kirche ein ideales Revier eifrigster Tätigkeit. Vom vatikanischen Zentrum erstreckt sich dieser Aktionsradius über alle Zonen und Zungen der Erde. Denn die Presse kann und soll zum Lautsprecher des Papstes werden, ein von Laien bedienter Radio-Apparat zur weltweiten Vorbereitung des Lichtes, der Liebe, der Freude, des Friedens für Alle im Königreiche Christi!! —

Dem Riesensender der Gottlosigkeit in Moskau muß ein Weltsender des Gottesreiches gegenüber gestellt werden, das Missionswerk des zwanzigsten Jahrhunderts:

Ein Sursum Corda himmelwärts,
Ein Gottesruf in Schriften-Erz,
Von Völkerstimmen nah und fern:
„Das Reich dem König, unsrem Herrn!!“

Im Banne der Ngil

Von Hermann Skolaster
Nachdruck verboten! — (Fortsetzung)

Gs handelt sich um den Ngil.“ „Das hör' ich gern. Willst du ihm bald . . . ?“ Eine nicht mißverständliche Handbewegung begleitete die Frage. Utonga unterbrach ihn. „Ich habe dir schon oft gesagt, daß die Ngil Betrüger, Heuchler und Mörder sind.“

„Ich glaubte dir; seit dieser Nacht weiß ich es.“

„Willst du Beweise dafür sehen?“

„Sehen? Mit diesen meinen Augen? Oh, das möcht' ich gern.“

„So höre!“ In leisem Zwiegespräch entwicelte Utonga seinen Plan.

„Das wird gemacht“, rief Mune fröhlich aus. „Das ist ein Streich, den uns so leicht keiner nachmachen wird. Oh, wenn ich daran denke, wie die Ngil . . .“

„Psst! Nicht so laut. Es kann auch schief gehen.“

„Es muß gelingen, hörst du? Es muß!“

„Ob Pembe mit uns geht?“

„Daran zweifle ich nicht. Wir gehen am besten gleich zu ihm.“

—
Tambasholl war wütend, als die beiden Männer gegen Morgen zurückkehrten und ihm gestanden, daß auch ihr Versuch gegen Utonga fehlgeschlagen sei.

„Dummköpfe seid ihr“, brüllte er sie an, „neine Schande eurer Väter und Mütter. Eure Köpfe sind hohle Kalebassen. In die Kalebasse gießt man Wasser, eure Köpfe bleiben leer. Eure Rede ist wie das Quaken der Frösche, das die Nachtruhe stört. Im Sumpf solltet ihr euch verbergen; das wäre der richtige Ort. . . .“ Stöhnend warf er sich auf sein hartes Lager.

„Hat man euch erkannt?“ fragte er nach langerem Schweigen, als sich seine erste Aufregung gelegt hatte.

„Nein“, lautete die Antwort.

„Das tat die Medizin, die ich euch mitgab. Aber erzählt mir, wie alles zugegangen.“

„Wir taten alles, wie du, großer Ngil, uns geboten hattest. Wir standen verborgen im Unterholz, an dem Weg, der zum Strande vorbeiführt. Wie du, o Weiser, vorausgesagt, geschah es auch. Wir sahen die Leute vom jenseitigen Ufer an uns vorübergehen. Utonga war nicht bei ihnen. Erst eine Weile später kam er

nach. Der Mond schien hell, ich erhob meine Keule zum wuchtigen Streich. Du wirst es mir nicht anrechnen, mächtiger Ngil, wenn gerade in dem Augenblick, als ich den Stock erhob, um den Streich zu führen . . .“

„Faß dich kurz!“ unterbrach Tambasholl. „Die Ungeduld verzehrt mich.“

„. . . das Mädchen den Weg hinabstürmte und . . .“

„Welches Mädchen?“

„Eleja, des Häuptlings Tochter.“ „Verdammtes Weib! Sie hat einen bösen Geist, der sie führt. Doch ich werde ihn bannen. Ich will mich rächen. Doch weiter, weiter! Was tat das Weib?“

„Sie schrie, und Utonga wandte sich um, gerade als ich . . .“

„Sah sie dich im Gebüsch stehen?“

„Ich weiß es nicht, großer Ngil.“

„Konnte sie eine Ahnung von eurer Absicht haben?“

„Ich weiß es nicht, großer Ngil.“

„Du weißt nichts. So rede doch endlich weiter, schnell! Was tatet ihr dann?“

„Ich sagte dir, mächtiger Ngil, Utonga habe sich umgedreht, als das Mädchen.“

„Weiter, weiter! Das habe ich schon gehört.“

„Mein Stock war aber schon im Herunterfallen begriffen, als er sich drehte. So traf der Schlag nicht seinen Kopf, sondern nur seine Schulter.“ Der Erzähler hielt inne.

„Und dann?“ fragte Tambasholl.

„Ja, dann . . . dann . . .“

„Dann seid ihr vor Furcht ausgerissen“, ergänzte der Ngil. „Ist's nicht so? Sprich!“

„Dann ergriff er sein Messer und . . .“

„Ihr brachtet eure Rippen in Sicherheit. Ihr Feiglinge!“

„. . . und sagte: Höret, ihr Gesandten des Ngil . . .“

„Das sagte er?“ Tambasholl richtete sich auf seinem Bett auf.

„Er sagte es, großer Ngil. Bringt dem Ngil meinen Gruß, sagte er.“

„Wild fuhr der Ngil in die Höhe. „Wie? Er wagt es, mich zu höhnen?“

„. . . und fragt ihn, ob ihr die Geister seid, auf deren Unterstützung er immer pocht!“

„Mensch, redest du die Wahrheit?“ rief Tambasholl. Er stieß den Sprecher

vor die Brust, daß er taumelte, sah ihn bei den Schultern, schüttelte ihn und schrie: „Wach auf, Mensch, wach auf! Ist es wahr, was du gesagt hast?“

„Es ist wahr!“ bestätigten beide wie aus einem Munde.

Da sank die Gestalt Sambasholls in sich zusammen. Ein Schrei der Wut rang sich aus seinem Munde. Er streckte die geballten Fäuste gen Himmel und sprach einen furchtbaren Fluch über den Mutigen, der es gewagt, ihn zu verspotten.

„Geht hinaus und wartet, bis ich euer bedarf.“ Er mußte sich sammeln, allein sein.

Die beiden Männer verließen die Hütte, setzten sich draußen auf einen Baumstamm, der das Wartezimmer des Gewaltigen darstellte, und begannen im Flüsterton miteinander zu reden.

„Warum hast du ihn so in Wut gebracht?“ sagte der Jüngere. „Du hättest das Ende verschweigen sollen.“

„Ich war ärgerlich. Er hat uns Feiglinge gescholten. Taten wir nicht, was befohlen war?“

„Wir hätten Utonga ergreifen müssen.“

„Dann verrieten wir uns. Glaubst du, daß Mädchen hätte uns nicht erkannt?“

„Wir hatten doch Masken vor dem Gesicht.“

„Man hätte sie uns herabgerissen. Sicherlich waren noch Leute auf dieser Seite des Flusses, die auf Utonga warteten.“

„Sie hätten kaum etwas davon gehört.“

„Das Mädchen würde dafür gesorgt haben, daß sie es hörten.“

„Und hatten wir nicht unsere Medizin, die vor Entdeckung schützte?“

Der andere nickte leise in sich hinein. „Du glaubst noch daran? Bist du erst eingeweiht in alle Geheimnisse, dann wirst du wissen, was davon zu halten ist. Abgesehen muß das Mädchen schon vorher von unserer Absicht Kenntnis gehabt haben.“

„Woher? Durch wen?“

„Weiß ich? Vielleicht hat uns jemand belauscht.“

„Auf dem Wege haben wir jedenfalls kein Wort davon gesprochen.“

„Ich werde froh sein, wenn mich der Ngil in Zukunft mit ähnlichen Aufträgen verschont. Dieser Utonga ist schlauer, als der Ngil meint.“

„Und stark wie ein wilder Stier.“

„Und geschmeidig wie eine Schlange und furchtlos wie . . . kein anderer.“

Sie brachen das Gespräch ab und erhoben sich, denn der Ngil trat aus der Hütte.

„Du, Mpesa“, wandte er sich an den Älteren, „geh ins Dorf und rufe Nyanguaka, mein Weib. Sage ihr, daß sie Essen bringt, Kassada, soviel sie vorrätig hat. Eile dich, ich will heute noch aufbrechen. Doch sage ihr nichts von der Reise.“

„Es wird geschehen, wie du befiehlst, großer Ngil“, erwiderte Mpesa und machte sich auf den Weg. Sambasholl winkte dem jungen Mann, ihm in die Hütte zu folgen.

„Nun, Tanga, bereite alles für die Reise. Du wirst mich begleiten. Noch kennst du nicht alle Geheimnisse der Ngil. Du wirst sie jetzt kennen lernen, wenn du würdig bist. Auch Nyanguaka wird mit uns gehen. Nimm die Tasche dort, nimm geräucherten Fisch und die Affenkeule, die gestern übrig blieb. Der Weg ist weit. Wenn du fertig bist, lege dich schlafen. Wir müssen die versäumte Nachtruhe nachholen.“

Schon während er sprach, hatte er sich auf seinem Bett ausgestreckt. Der junge Mann vollendete seine Arbeit und legte sich dann ebenfalls zur Ruhe nieder.

Es war gegen Mittag, als Mpesa mit Nyanguaka in der Zauberhütte ankam. Das Weib schimpfte in allen Tonarten, weil sie das Essen selber heraustragen mußte.

Der Ngil läßt sich nicht leicht durch ein leidendes Weib außer Fassung bringen. Der Ngil machte sogar ein freundliches Gesicht, um die Entrüstete zu beschwichtigen. Er setzte ihr auseinander, daß er sie als Begleiterin auf der Reise ausersehen habe, und welche Ehre es für sie sei, diesen Vorzug vor den andern Frauen zu genießen.

„Du wirst viel Neues sehen auf der Reise, andere Dörfer, andere Menschen, andere Felder.“

„Was hab' ich davon? Ich habe meine Hütte, mein Feld, meine Krebskörbe im Fluß. Ist das nicht genug? Der Fisch bleibt lieber in seinem Wasser. Wenn die Meerfische in den Fluß kommen, werden sie gefangen. Sagt nicht das Sprichwort: Mein Freund ist der Himmel, mein Mann ist die Erde? Den Freund sieht man kurze Zeit, beim Gatten bleibt man immer. Ich bin eine alte

Frau, dem Gatten näher als dem Freunde. Das Gehen fällt mir schwer. Wie soll ich die weite Reise bestehen?"

"Wir haben Zeit genug und werden kurze Tagesmärsche machen. Die Mühe, die du auf dem Wege erträgst, wird reichlich belohnt werden, denn du wirst das Geheimnis der Ngil sehen und kennen lernen."

"Wie? Sagtest du nicht, daß kein Weib das Geheimnis der Ngil erfährt, ohne des Todes zu sein?"

"So sagte ich; aber die Ngil werden es dir erlauben."

"Ich fürchte mich doch."

"Das ist unnütz. Die Furcht ist wie das Alpdrücken, das den Atem behindert und den Schlaf stört."

Tanga hatte unterdessen die von Nyanguakaka mitgebrachten Kassada zu dem übrigen Mundvorrat in einen Tragkorb gepackt.

"Wir gehen", sagte der Ngil. „Tanga geh langsam voraus. Wir werden nicht eilen, um Nyanguakaka nicht zu ermüden. Du", wandte er sich an Mpesa, „bewachst das Haus."

"Es wird geschehen, wie du gesagt, großer Ngil."

Die Ngumbaberge kann ein guter Fußgänger in drei Tagen erreichen. Ein Eilbote noch schneller. Die kleine Karawane kam aber wegen der alten Frau nur sehr langsam vorwärts. Tambaßoll gab bald die Hoffnung auf, am vierten Tage ins Tal der Ngil zu kommen. Er wollte seinen Schüler die Feierlichkeiten erleben lassen, die dem eigentlichen Totensonntag vorangingen. Diese Absicht war vereitelt.

Der Weg führte tagelang durch dichten Urwald. Kein Dorf, kein Haus, kein Mensch war zu sehen. Die Leute, die den Urwald bewohnten, hielten sich der Straße fern, um nicht von Durchreisenden belästigt und bestohlen zu werden.

Erst dort, wo der Aufstieg in die Berge begann, kam man zu einem Dorf, in dem der mächtige Häuptling der Ngumba hauste. Hier war den Händlern, die durchs Land zogen, der Weg verlegt. Ohne Zoll durfte niemand an Bihoka — so hieß das Dorf — vorbei. Der Ngil brauchte freilich nichts zu fürchten. Vor ihm neigte sich selbst Ntunga, der mächtige Häuptling des Ngumbastammes.

Bei eintretender Dunkelheit machten die drei Wanderer halt. Tanga schlug Palmwedel ab und legte sie auf den Weg. Das war das Lager. Die Frau

suchte trockenes Reisig zusammen; denn in der Nacht mußte ein Feuer brennen, um die wilden Tiere zu verscheuchen. Trotz der Medizinen, die der Ngil besaß, ließ er solche Vorsichtsmaßregeln doch nicht außer acht. Tanga schlug Feuer und steckte das Reisig in Brand. Das Abendessen war bald bereitet und schnell verzehrt. Dann streckte man sich zur Ruhe auf den Palmwedeln aus. Ein dicker Baumast diente als Kopftilzen.

Nyanguakaka hatte die erste Nachtwache. Während die Männer schon bald in tiefem Schlaf lagen, saß sie mit untergeschlagenen Beinen am Feuer, steckte ihre Pfeife in Brand und rauchte.

Es war ein ruhiger dunkler Abend. Leuchtkäfer hüpfen gleich glühenden Funken über die Gräser. Nachtsalter umschwärmt das Feuer und versengten ihre dunklen Flügel. Kreischend flog hier und dort ein Nachtvogel durch das Dickicht des Urwaldes. Von ferne tönte der Ruf einer Unke.

Die alte Frau blickte träumend ins Feuer. Da knackte hinter ihr im Gebüsch ein trockener Ast. Im Gefühl, daß ein Lebewesen nahe, wollte sie beiseite rücken, um dem Feuerschein den Weg nach dieser Seite frei zu machen. Da hörte sie sich leise beim Namen rufen.

"Bleib sitzen, Nyanguakaka, ich bin dein Freund", sagte jemand in der Sprache der Banoho. „Man führt dich fort; du sollst die Heimat nicht wiedersehen.“ Eine Pause entstand. Der Sprecher wollte sich überzeugen, ob nicht einer von den Männern wach geworden. Doch ihre ruhigen Atemzüge verrieten, daß sie in tieferem Schlaf lagen.

Die Stimme fuhr fort: „Nimm am nächsten Wasser die Blätter des Pfeilkrautes und stecke sie in deinen Gürtel. Wenn ihr diesen Weg verlaßt, wirf kleine Stückchen davon auf die Erde, damit ich dir folgen kann. Ich will deinen Verwandten berichten, wohin sie dich gebracht haben.“

Das Weib hatte jedes Wort verstanden. Zum Zeichen des Einverständnisses nickte sie mit dem Kopf. Das Rascheln im Grase sagte ihr, daß der Sprecher sich zurückzog. Der Mond ging auf. Nyanguakaka weckte den Ngil und legte sich zur Ruhe.

Die Sprechtröhre hatte den Tod des Ngil der Bafoko im ganzen Lande verkündet. Jeder Eingeweihte wußte, was er jetzt zu tun hatte. Am neunten Tage

nach dem Tode mußten sich alle im Tale der Ngil versammeln, um der Totenfeier beizuwohnen.

Auch dem Volke war diese Bestimmung bekannt. Die wenigsten aber ahnten, daß Menschenopfer dargebracht wurden, um einen toten Ngil zu ehren.

Mit aller Sorgfalt hüteten die Wissenden das finstere Geheimnis. Ihre Opfer wurden mit List fortgelöst. Gewaltsame Entführung geschah nur dort, wo Entdeckung nicht zu fürchten war. Wenn irgendwer im Dorfe verschwand, wer konnte wissen, wo er geblieben war? Vielleicht hatte ein Leopard ihn überfallen und zerrissen oder ein Ast im Urwald ihn erschlagen. Oft gab der Ngil selbst die Lösung des Rätsels, indem er behauptete, Ngil, der Unsichtbare, habe den Vermißten wegen seiner bösen Taten vernichtet. „Ngil hat ihn getötet“, war im Volke ein geflügeltes Wort.

Bogles Todesursache war ein besonderer Grund, sein Totenfest mit allem Pomp zu feiern.

Der Schüler, den er zu seinem Nachfolger bestimmt und erzogen, hatte sich seiner Ausgabe in rührender Weise entledigt. Er hatte die Leiche mit Kräutersaft gewaschen, der sie vor schneller Verwejung bewahrte. Das Volk mußte der Sitte gemäß in Trauerbezeugungen wetteifern. Die Frauen Tokos hatten sich zum Zeichen der Trauer den Körper mit weißer Tonerde eingerieben. Sie saßen beim Hause, wo der Tote aufgebahrt lag, und erfüllten die Luft mit ihrem Geheul.

Eine große Volksmenge wohnte der Überführung der Leiche bei und begleitete sie bis in die Nähe der Ngowahang-Dörfer, wo die Ngil der Ngumba sie erwarteten. Dann kehrten alle nach Hause zurück. Nur den fünf Frauen des Verstorbenen ward besohlen, bis zum Grabe des Ngil mitzugehen.

Der Leichenzug bewegte sich durch eine finstere Schlucht aufwärts in die Berge hinein. Ein wilder Gebirgsbach brauste ihm in tief eingerissenem Bett entgegen. Schroffe Granitfelsen standen drohend an der Berglehne. Steil aufsteigende Höhen machten den Weg beschwerlich.

Das Trauergesölge hielt sich eng beieinander. Man zog durch die Heimat des Gorilla, der mit seinem Gebrüll den einsamen Wanderer erzittern macht. Die Ngil der Ngumba schritten als Führer voran. Sie waren die obersten der Ngil im ganzen Lande. Ihr Einfluß beherrschte das Urwaldgebiet und reichte noch weit

darüber hinaus. Zu ihnen kamen die Ngil der umwohnenden Stämme, um sich Rat zu holen oder neue Zaubermedizinen kennenzulernen. Sie waren tonangebend bei den Versammlungen.

Die Ngil bildeten unter sich eine sozusagen internationale Gilde. Sie blieben unzertrennlich verbündet, auch wenn ihre Stämme sich befehdeten. Oft gingen die Fäden politischer Verwicklungen von ihren gemeinsamen Beratungen aus. Sie hatten auch eine eigene Sprache, die sonst niemand verstand. Selbst die jungen Männer, die sie als Nachfolger erzogen, wurden darin erst kurz vor der Aufnahme in den Bund unterrichtet. Bei der Aufnahmeprüfung hatten die Ngil der Ngumba eine entscheidende Stimme.

Nach etwa anderthalbstündigem Marsche hatte der Trauerzug die letzte Höhe erstiegen. Neugierig schauten die Bafokofrauen in den engen Salzkessel hinab, der plötzlich vor ihnen sich aufstaut. Drunter lag in tiefstem Schweigen ein kleines Dorf. Kein Mensch, kein Tier war zu sehen. Und doch schienen dort Menschen zu wohnen, denn ein riesiger Haufen Brennholz war auf dem Dorfplatz aufgeschichtet. Die Hütten standen in weitem Kreise dicht am Fuße des Höhenrückens, der das Tal umschloß. In der Mitte war ein mannshohes Gerüst erbaut, das von einem Kranz von Pfählen umgeben war.

Das war das Tal der Ngil, das sie wie ein Heiligtum bewachten. Wer es betrat, gehörte entweder zur Gilde, oder — er verließ es nimmer. Die umwohnende Bevölkerung wagte sich nie in die nähere Umgebung des geheimnisvollen Ortes. Die Furcht vor den Unsichtbaren, mit denen die Ngil verkehrten, hielt jeden Vorwitz in Schranken. Hier hielten die Brüder der Gilde ihre Tagungen ab. Von hier wanderten die großen Medizinen in die Welt hinaus. Hier stand der Ngil seine letzte Ruhestätte.

Im Tale angelkommen, wurde die Leiche Bogles auf dem hohen Gerüst aufgebahrt. Seine Frauen stimmten die Totenklage an. Sie sangen jedoch nicht lange von den Taten des verstorbenen Ngil, ihr Lied beklagte vielmehr sie selbst, in der Vorahnung des kommenden Trauerspiels, in dem sie die schwerste Rolle würden übernehmen müssen.

Um Abend trafen zwei Jaunde ein. Ihre Vertrauten führten die für den toten Ngil bestimmten Opfer gebunden mit sich. Die dem Tode Geweihten waren verhüllt; ein Knebel schloß ihren Mund.

Außer den Ngil wußte niemand, wer sie waren oder welcher Sippe sie angehörten.

Nun wurden auch die Frauen Bogles gebunden und mit den andern Gefangenen in eine Hütte gesperrt. Ein Vertrauter der Ngil übernahm die Wache. Er stellte ihnen schwere Prügelstrafe in Aussicht, wenn sie es wagen würden, auch nur ein Wort zu reden.

Spät in der Nacht kam ein Ngil der Mabea, zwei der Bulu, einer aus Basa. Als letzte stellten sich zwei Ngil aus Bambibi ein. Sie kamen, als der Morgen des neunten Tages schon graute. Nach üblicher Begrüßung und kurzer Rast begann der erste Teil des Totenfestes, die Weihe der großen Medizinen.

Die Ngil der Taunde hatten mehrere Menschenköpfe mitgebracht, um sie von den Ngil der Ngumba weihen zu lassen. Diese wußten die Ehre zu schätzen, die man ihnen dadurch erwies, und suchten deshalb den Zauber, den sie vornahmen, so feierlich wie möglich zu gestalten.

Zwei Vertraute schlepten einen riesigen Elefantenschädel herbei, mitten auf den freien Platz, nicht weit von dem Gerät, auf dem Bogle aufbewahrt lag. Davor wurden die Totenköpfe im Halbkreis niedergelegt. Drei mächtige Holztrömmeln kamen dazu. Die Musikanten ergriffen die Klöppel. Die Brüder der Gilde scharten sich zum Tanz. Nur die beiden Ngil der Ngumba fehlten. Sie hatten sich in eine Hütte zurückgezogen, um sich der großen Feier entsprechend zu kleiden.

Auf einen Wink des Ältesten begann die Musik. Der Kreis der Ngil bewegte sich in langsamem Tanzschritt um die Schädel und die Totenbahre. Der Vorsänger stimmte einen Wechselgesang an in der Geheimsprache der Ngil. Die andern sangen den Kehrreim.

„Aho, ihr guten Geister des Totenreichs.“

„Ah hä, ho iho“, antwortete der Chor der Tanzenden.

„Hört uns, wir rufen euch, ah hä, ho iho. Kommt und höret die Ngil eures Bundes, ah hä, ho iho. Eure Freunde sind wir, eure Brüder, ah hä, ho iho.“

Der Tanz wurde lebhafter. Mit jedem Vers wuchs die Begeisterung. Der Ngil der Mabea sprang aus der Reihe vor, erhob seine Stimme und sang:

„Zu früh seid ihr, Brüder, von uns geschieden, ah hä, ho iho. Wir bitten

euch, bleibt immer bei uns, ah hä, ho iho. Helfet uns und beschützt uns, ah hä, ho iho. Wir bringen euch Gaben und Opfer, ah hä, ho iho.“

Der Sang war zu Ende, aber immer heftiger schlugen die Trommler auf ihre Instrumente. Die Reihen lockerten sich, der Kreis wurde immer weiter, die Tänzer brauchten Raum. Einer suchte den andern in Verrenkung der Glieder zu übertreffen. Immer wilder wurde der Tanz der Ngil. Die Begeisterung sprühte aus ihren Augen, die Außenwelt verschwand mehr und mehr aus dem Bereich ihres Bewußtseins, der Gedanke an ihren Zauber erfüllte sie ganz. Sie sahen die beiden Ngil der Ngumba nicht, die im Schmuck ihrer Amtstracht erschienen und sich in ihren Kreis schoben. Sie tanzten, sie rasten weiter in wahnsinnigem Taft.

Und doch waren die beiden Ngil des Ansehens wert. Sie trugen ein Gewand aus langen Bastfasern, das mit einem Gürtel über den Hüften befestigt war und bis zu den Knieen herabreichte. Hand- und Fußgelenke waren durch Elsenbein- und Messingringe geziert. Jeder hatte sein Totemtier in weißer Farbe auf die Brust gemalt, der eine einen Skorpion, der andere ein Krokodil. Der „Skorpion“ trug einen glatten Helm, der aus einer Kürbisfrucht hergestellt und mit einem Kranze roter Papageifedern geschmückt war. Das „Krokodil“ hatte eine wirkliche Krokodilshaut so über den Rücken geworfen, daß der geöffnete Rachen des Tieres ihm als Kopfbedeckung diente. Die Gesichter waren weiß bemalt, Ringe um Augen und Kinn, Schlangenlinien auf Stirn und Wangen.

Vor dem Elefantenschädel angelommen, verneigten sie sich so tief, daß sie mit den Händen den Boden berührten. Diener trugen gefüllte Kalebassen herbei und stellten sie vor ihnen auf die Erde. Der „Skorpion“ ergriff ein Gefäß mit Wasser, hob den zunächst liegenden Totenschädel auf und wusch ihn, unverständliche Worte murmelnd. Den so gewaschenen Schädel nahm das „Krokodil“ und rieb ihn von innen und außen mit Palmöl ein. Das geschah mit sämtlichen Schädeln, die zur Weihe vorgelegt waren. Sobald ein Gefäß leer war, sprang ein Diener herzu und stellte ein volles an seinen Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben
Verantwortlicher Redakteur Pater Dominikus Sauerland, Missionshaus St. Joseph, Reimlingen
Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Übereinkunft gerne gestattet.

ken an den schlichten Gruß der Höflichkeit, der zunächst nichts Verpflichtendes in sich hegt, nichts Besonderes sagen will. Ein zarterster Ausdruck gemeinsamen Menschseins, Minimum von Nächstenliebe. Wo die Möglichkeit des Sich-Grüßens aufhört, hört auch ein Stück Mensch auf. Es ist mehr als Sommerfrische, wenn man in eine Gegend kommt, wo es selbstverständlich ist, daß man sich grüßt. Armer törichter Städter, der das nicht sofort begreift und mittut. Es gibt

aber auch innerhalb der „Gesellschaft“ Leute, die einen nicht grüßen. Mit Absicht. Ich weiß nicht, ob um einen zu kränken, oder sich in ihrer Selbstständigkeit und Eigenart zu behaupten. Jedemfalls ist ihnen ihr Nichtgrüßen eine Sat. Es hat etwas unendlich Komisches, zu beobachten, wie sie sich dabei benehmen. Wenn es nur nicht auch wieder so traurig wäre! Eine unsägliche Ohnmacht und Unfähigkeit spricht daraus.“

Gebetserhörungen

Der kleinen hl. Theressa v. K. S. innigen Dank für Erhörung in einer wichtigen Sache unserer Genossenschaft. Die Sache kam in Ordnung am 3. Oktober d. J. an ihrem Feiertage, und stand einen guten Abschluß am Oktavtag ihres Festes am 10. Oktober.

H.: Innigsten Dank gegen Gott für Hilfe im Stall. Veröffentlichung war versprochen.

Durch die Fürbitte der hl. Walburga und der kleinen hl. Theressa wurde ich von einem schweren Aibel befreit.

A. N.: Dank der hl. Gottesmutter, dem hl. Antonius, der hl. Theressa v. K. S. und den armen Seelen für Ihre Hilfe.

Dank dem hl. Herzen Jesu in schwieriger Familiens Angelegenheit.

Dank der allerseit. Jungfrau Maria, dem hl. Franz Xaver, der hl. Theressa und den Uganda-Märtyrern in Missionss Angelegenheit.

Krefeld: Dem hl. Joseph und hl. Antonius innigen Dank für Erhörung in Wohnungsbangelegenheit. Veröffentlichung war versprochen.

Bochum: Sende anbei . . . Mf. zur Taufe eines Heidentindes zu Ehren des hl. Antonius für Erhörung in einer Angelegenheit.

Mettendorf: G. Der hl. Familie herzlichen Dank für erlangte Gesundheit.

A. Dobern: M. S. Anbei . . . Mf. als Dank für Hilfe.

Seitenberg: Almosen anbei als Dank der hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, hl. Antonius und hl. Sud. Thaddäus für erlangte Hilfe.

Koppitz: Dank dem hl. Herzen Jesu, hl. Antonius und der hl. Theressa v. K. S. für Erhörung in meinem Anliegen.

Hindenburg: M. S. Almosen anbei als Dank für Hilfe in mehreren Anliegen.

Ziegenhals: S. P. Anbei Almosen als Dank der hl. Mutter Gottes, dem hl. Sud. Thaddäus und dem hl. Antonius für erhörte Bitte.

Beuthen: S. S. Dank der Mutter vom guten Rat, dem hl. Joseph und der hl. Theressa v. K. S. für Erhörung in einem schweren Anliegen.

M. B. W.: Durch die Taufe eines Heidentindes sind wir erhört worden.

F. C.: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl.

Gottesmutter, dem hl. Joseph und der hl. Theressa v. K. S. für Hilfe in großem Anliegen. Veröffentlichung war versprochen.

Styrum: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, hl. Theressa, dem Br. Konrad und Br. Jordan Mai für Hilfe in Anliegen.

Paderborn: Dank unserer hl. Frau vom hl. Herzen Jesu, dem hl. Joseph, hl. Antonius und der hl. Theressa für Hilfe in einem Nervenleiden.

Werdohl: Mit diesem Missionsalmosen von . . . Mf. sage ich dem göttl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und der hl. Theressa v. K. S. innigsten Dank für Erhörung.

Dank dem hl. Herzen Jesu, der Mutter v. d. immerw. Hilfe, dem hl. Sud. Thaddäus und hl. Antonius mit der Bitte um weitere Hilfe.

Besonderer Dank der kleinen hl. Theressa für Hilfe in einem Gallensteinleiden.

H.: Innigsten Dank für Hilfe im Stall.

A. N.: Dank dem hl. Herzen Jesu und Mariä, dem hl. Joseph und den armen Seelen für Hilfe in schwerer Not.

Mönbrück: In schwerster Prüfung nahmen wir unsere Zuflucht zur allerseit. Jungfrau Maria und zur hl. Theressa v. K. S. Auf die Fürbitte dieser Heiligen hat es der allerseit. Dreifaltigkeit gefallen, einem Kranken, der schon von den Ärzten aufgegeben war, die volle Gesundheit wiederzuschenken.

Rastatt: Dank dem hl. Herzen Jesu, der hl. Mutter Gottes, dem hl. Sud. Thaddäus, der hl. Theressa v. K. S. und den armen Seelen für Erhörung in schweren Anliegen.

Hochwang: Dank dem hl. Joseph für Erhörung in einem Heiratsanliegen.

Mühlen: Durch die Fürbitte des hl. Antonius wurde meiner Schwester in schwerer Zahlausgangsangelegenheit geholfen.

Simbach: Dank der hl. Mutter Gottes, dem hl. Antonius, der hl. Theressa v. K. S., der göttlichen Gräfin M. Theressa Lodochowka und den armen Seelen für Erhörung in schwerem Anliegen.

München: Anbei . . . Mf. als Almosen zum Dank für erlangte Hilfe und zugleich als Bitte um weiteren Beistand.

Gebetsempfehlungen

Düsseldorf: Eine Leserin bittet um das Gebet in einem schweren Anliegen um Arbeit für ihren Mann und Schwiegersohn.

Würselen: Eine Wohltäterin sendet . . . Mf. zur Taufe eines Heidentindes mit der Bitte um das Gebet für gute Erziehung eines Sohnes.

Helsinghen: Durch die hl. Mutter Gottes bittet eine Leserin ums Gebet in einem Anliegen.

Ungern: Bitte um das Gebet zum göttl. Her-

zen Jesu, zur hl. Gottesmutter, zum hl. Joseph, hl. Sud. Thaddäus und hl. Kajetan um Erhörung in einem schweren Familiens Anliegen.

Helsinghen: Durch die Verehrung des kostbaren Blutes Jesu Christi und der unbess. Empfängniß bittet eine Leserin um das Gebet in schw. Anlieg.

Hindenburg: A. S. Eine Leserin bittet innig um das Gebet zu Ehren des hl. Antonius um Glück und Gesundheit in der Familie.

Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und hl. Stephanus in schwer. Geschäftssorgen u. Geldnöten.

Gars: Bitte ums Gebet zu Ehren der hl. Mutter Gottes von Lourdes, des sel. Br. Konrad, hl. Jud. Thadd. und der hl. Theresia v. K. J. für einen Bruder um gutes Fortkommen.

Beuthen: H. S. Um das Gebet zur Rosenkranzkönigin, zum hl. Joseph und zur hl. Theresia um baldige gute Regelung einer Hypotheken-Angelegenheit, gute Vermietung eines Neubaus, und Gesundheit einer schwer kranken Person wird gebeten.

Augsburg: Ein Leser bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Gottesmutter und zum hl. Joseph um Hilfe in geschäftlichen Anliegen.

Elz: Bitte um das Gebet in einem wichtigen Anliegen zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, zur hl. Mutter Anna und den armen Seelen und hl. Jud. Thaddäus.

Bitte ums Gebet zur hl. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hlst. Herzen Jesu, zum hl. Joseph für meinen Bruder um baldige Rückkehr ins Elternhaus, um Ansporn zur Arbeit und völlige Unterlassung des Trinkens, für meine Schwester um gute Stellung, um Glück und Segen in der Familie.

Eine Mutter bittet ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur hl. Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius und hl. Jud. Thadd. um gute Stellen und in sonstigen Anliegen.

Unbenannt bittet um das Gebet um Hilfe in schweren Leidern zum Prager Jesuskind, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph u. hl. Antonius.

Unbenannt: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Jud. Thadd. und hl. Antonius um Hilfe für meinen Sohn, der unzulässig verurteilt wurde und sonstigen Anliegen.

Eine Mutter bittet um eine 9tägige Andacht zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zur hl. Familie um Hilfe in großer Geldnot.

Abelsried: Bitte um das Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter vom guten Rat, zum hl. Geist, hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen um baldige glückliche Heirat und Glück und Segen im Ehestand.

Bernstadt: Bitte ums Gebet zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Jud. Thadd., zu den hl. 14 Nothelfern, zur hl. Theresia und den armen Seelen um Hilfe in schwerer Sorge und Not.

Holzkirchhausen: Sende . . . Mf. Missionssammlungen mit der Bitte um das Gebet um Kindersegen.

Breslau: H. S. Eine Berg.-Leserin bittet um das Gebet zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, hl. Antonius und den armen Seelen in schwerer Sorge und Not.

Köln-Nippes: Ein junger Mann bittet um das Gebet zu Ehren des hl. Herzens Jesu, zum unbef. Herzen Mariä, zum hl. Joseph und zur hl. Theresia v. K. J. um Erringung d. Priestertums.

Eßen: Eine Wohltäterin bittet um das Gebet der schwarzen Kinder in Afrika für ihre wichtigen Anliegen.

Odenheim: Eine Mutter bittet um das Gebet zur hl. Mutter Gottes und zum hl. Jud. Thadd. für ihren Sohn um Wiedererlangung eines festen Glaubens und um gutes Gramen.

Konstantinab: Eine Berg.-Leserin bittet ums Gebet zu Ehren des hlst. Herzens Jesu, zum un-ter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Antonius, hl. Joseph, hl. Jud. Thadd. um guten Ausgang einer Prüfung und feste Anstellung u. a. Anliegen.

München: Eine Witwe bittet um das Gebet für ihren verirrten Sohn.

N. A.: Bitte um das Gebet zum hl. Joseph und zum sel. Konrad um glücklichen Ausgang eines Prozesses.

Schomberg: Bitte um eine Novene zum hlst. Herzen Jesu, zur Mutter v. d. immerw. Hilfe, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. J., zum hl. Schutzengel um die Gesundheit meines vierjährigen Kindes.

Neun Personen bitten um das Gebet in verschiedenen Familienanliegen; fünf um Gesundheit; sieben in Geldnot; drei in Wohnungsnöt.

Autenburg: Eine Leserin bittet um das Gebet zur hl. Familie, hl. Theresia und versch. and. Heiligen um guten Geschäftsgang u. Gesundheit.

Büsbach: Eine Leserin bittet um das Gebet zur hl. Gottesmutter und den armen Seelen in Krankheit und finanzieller und wirtschaftl. Not. Kornelymünster: Eine Leserin bittet ums Gebet um Aufklärung eines Mordes, damit nicht ein Unschuldiger in Verdacht kommt.

Kreiseld: Eine Wohltäterin bittet ums Gebet.

Amöneburg: Eine Wohltäterin bittet um eine neuntägige Andacht zur Mutter v. d. immerw. Hilfe und hl. Antonius um Hilfe in schweren Seelen-Angelegenheiten.

Heisingen: Durch das kostbare Blut bittet eine Leserin um ein Gebetsmalzen in einem Anlieg.

Bochholz: Eine Wohltäterin empfiehlt ihre Anliegen dem Gebete zur hl. Theresia u. hl. Joseph.

Es starben im Herrn

Blochingen: Johanna Lehleiter, Förderin und Wohltäterin. 30 Jahre hat sie für die Mission elrig gearbeitet.

Birkenhördt: Frau Margareta Mezger, eine elrige Förderin unserer Beichtstühlen.

Neheim: Frau Wilhelmine Hovestadt.

Langenfeldbach: Kuni Nägele.

Hartmannsdorf: Anna Kühnel.

Tiengen: Gustav Münding.

Tiengen: Fritz Maier.

Oberachbach: Maria Stoll.

Altendorf: Josefa To-

ni. Sachendorf: Georg Hartmann. München: G. Räß; Dr. O.-M.-Rat Rauß; Ludwig Meyer. Nacren: Ludwig Comuth. Altenlinien: Frau Dietrich. Gelsenkirchen: Adalbert Stachowial. Nalbach: Katharina Leidinger. Bonn: Fr. Kath. Lennarck. Lehrerin. Minheim: Frau Barbara Fischer. Horstmann: Fr. Franziska Beining. Frau Fauny Schrank. Arnsstein: Robert Käthenberger. Heugrumbach: Wilhelm Voll. Iphofen: Frau Melber.

Empfehlenswerte Bücher

Gott zu H. H. Der Christ im Alltag von Andreas Obendorfer. 32 Seiten und 8 Aquarelldruckbilder. Preis 10 Pfg. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13. Ein überaus wertvolles Betrachtungs- und Gebetbüchlein für jedermann, für Hoch und Niedrig,

für Reich und Arm möchte ich es nennen. In kurzen, knappen, aber packenden Säcken ist für alle Stunden des Tages und des Gottesdienstes, des Arbeitens und Kämpfens eine seine Betrachtung gegeben, die dann immer aufsteigt in kindlich-somme, inhaltsreiche, himmelwärts ziehende Ge-

betsworte. Möge dieses kostbare, goldene Büchlein recht vielen Glücksuchern unserer Zeit den Weg zum wahren Glück weisen, recht vielen Unzufriedenen Ruhe und Frieden finden lassen und recht vielen Kreuzträgern ein helfender „Simon von Cyrene“ werden!

Familienliturgie. Von Josef Leb. 32 Seiten und 8 Bilder in Kupferstichdruck. Preis 40 Pf. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13. Ausfänge unter dem Titel „Familie und Kirchenjahr“ des in Österreich sehr bekannten Vorläppers für die Erneuerung der christlichen Familie sind vor einigen Jahren zuerst im „Wiener Kirchenblatt“ erschienen und haben die größte Beachtung in weiten Kreisen gefunden. Das Büchlein ist ein ausgezeichneter Beifall im Brautunterricht, eine sehr geeignete Hochzeitsgabe an Neuvermählte und ein vorzügliches Mittel der Verbindung der Familie mit der Pfarrei.

Der Leib und sein Recht. Von J. van Venhuys. 32 Seiten und 9 Bilder in Kupferstichdruck. Mf. 1,25. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

Fern von aller Klügelei steht dieses Büchlein auf einer hohen ethischen Warte. In seiner und doch offener Sprache redet der Verfasser von vielen Dingen, die die Menschen als heikel empfinden. Nur ein wahrhaft guter Mensch ist wahrhaft schön; denn „es ist der Geist, der sich den Körper baut.“ Dem Inhalt dieses feinsinnigen Büchleins, das ebenso zu einer Mission an den Frommen wie an den Unfrommen berufen scheint, ist auch der äußere Rahmen angepaßt. Die vorzüglichen Bilder fügen sich dem Ganzen wohltuend ein.

Maria. Was uns Gottes Wort von der allerseligsten Jungfrau verkündet. Von Johannes Kleine-Natrop. 128 Seiten und 15 Bilder in Kupferstichdruck. Preis Mf. 5,50. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

Es ist ein hochverdientes Werk, das Leben Mariens nach der hl. Schrift zusammenzustellen und die einzelnen Bibelworte nur mit den zwingenden Folgerungen, sozusagen mit den Folgerungen ersten Grades, zu versehen. Dieses Mutterleben ist eine lange, bittere Menschlichkeit, ein Vorbild, das zur Nachahmung ruft, ein Leben, bei dem sich der Körper zerreißt und nur Geist und Herz jung bleiben. Ein Leben, das keinen Lohn auf Erden sucht und kennt, ein Christenleben.

Das Leben eines wahren Christen — eine immerwährende „Messe.“ Von Kanonikus J. Alfric. 32 Seiten und 8 Bilder. Preis 40 Pf. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München. Wie die Grundmotive des hl. Opfers (Hingabe, Wandlung, Kommunion) das Leben durchdringen können und sollen, daß es ein immerwährendes Beten, eine „Eucharistia“: Lobpreis durch Christus zum himmlischen Vater sei; das zu erwägen u. nachzuhören wird nicht nur den Freunden der liturgischen Bewegung willkommen sein sondern allen innerlichen Christen mit ihnen, deren religiöses Leben in innerer Beziehung steht zur hl. Messe, ja darin die Lebensquelle hat.

Tage mit Gott. Von Pater Beda Nägele, O. Carm. D. 128 Seiten und 15 Bilder in Kupferstichdruck. Ganzleinen Mf. 3,80. Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13. So ergiebt ein unsichtbares Etwas Duft und Licht und Wesen in jede Miene, jedes Wort und jede Tat und damit nicht nur in den, von dem es ausgeht, sondern auch in jenen, mit dem er in Berührung kommt. Ich weiß nicht, was mehr Freude macht, das Buch in einem Stück zu lesen und in köstlich vollen Zügen die klaren Gedanken zu trinken, oder jeden Tag bedächtig ein Stücklein zu nehmen.

Gottesminne. Gebete des Mittelalters von O. Karrer. 296 Seiten und 21 Bilder in Kupferstichdruck. Leinen Mf. 4.— Verlag „Ars sacra“ Josef Müller, München 13.

Von den Großen vor allem, den reinen Menschen, die uns ihr Sielestes offenbaren in diesem Büchlein. Dante und Meister Eckhart, Franz v. Assisi und Walter v. d. Vogelweide, Savonarola und Thomas von Kempyn, die Mechtilden, Gertruden, Elisabethen, Katharinen — Dichter und Denker, Menschen der Tat und Menschen der milden Liebe. Es ist katholische Fülle, an der man teilnimmt. Reine und klare Lust der Heiligen, die man atmet. Wie man es braucht, um froher zu gehen als Pilger seinen Weg durch Leiden und Kampf in Gottes Frieden hinein.

Der Ritterschlag zur katholischen Aktion. Von J. B. Ulmberg. S. I. 100 Seiten. Preis gebund. Mf. 1,30. Verlag Fenzian Rauch, Innsbruck. Unsere Zeit steht im Zeichen der katholischen Aktion. Arbeiter, Handwerker, Beamte, Studenten schließen sich zusammen gegen die vielen feindlichen Mächte der Kirche.

Sankt Nikolaus und sein Knecht Ruprecht. Ein Bilderbuch für brave Kinder. Von Alois Albert Zürcher. Mit Bildern von M. Annen. Preis gebunden Mf. 3.— Kanisiuswerk Marienheim, Freiburg, Schweiz. Der reiche, buntfarbige Bilderschmuck paßt trefflich zum humorvollen und zugleich erbaulichen Texte. Gewiß wird dieses gehaltreiche künstlerisch wertvolle, und dazu erzieherische Kinderbuch den Kleinen viel Freude bereiten und ihre unzuhilflichen Herzen zu religiösem Empfinden erheben.

Kathol. Schülerkalender. 416 Seiten; 500 Illustrationen. Mf. 1,80. Verlag Herder, Freiburg. Der Inhalt bietet außer reich illustriertem Kalendarium all die vielen Daten, Tabellen, Regeln, Aussüchte, Notizen usw., um derentwegen bisher kathol. Jungen und Mädchen nicht katholische Kalender kaufen. Eine mutige Tat im Dienste unserer Jugend, die nun nicht mehr auf Kalender angewiesen ist, welche nicht auf kathol. Boden stehen.

Der junge Don Bosco. Von Peter Dörsler. Mit Bildern von Rudolf Hesse. 118 Seiten. Kartoniert Mf. 2,30; in Leinwand Mf. 3,30. Der junge Don Bosco ist ein Wunderkind, körperlich und geistig. Wie er sich durchsetzt, wie geheimnisvolle Kräfte ihn führen, wie äußere Entbehrungen ihm nichts bedeuten, da ihn der Traum seines Ziels immer neu beglückt, das erzählt dieses Buch.

Die Mädels aus der Fadengasse. Von Elisabeth Burger. Bergstadtverlag, Breslau 1. Unter diesem Titel schildert die berühmte Verfasserin des Tagebuches einer Hebammme „10 Jahre Storchentante“, Mädels von heute, wie sie ihr Leben gestalten. Auch dieses Buch ist ein ganzer, gelungener Wurf. Es eignet sich — wie die „Storchentante“ — als Kampfmittel gegen den verderblichen, auf Genuß eingestellten Zeitgeist und wird sich von selbst durchsetzen, wenn es nur bekannt gemacht wird.

Maria immer hilf! 42 Marianische Liederungen besonders für den Blütenmonat Mai von Pater Geb. Waldner, Redemptoristenpriester. 260 Seiten. RM. 2,80. Verlag Ambr. Opitz, Wünsdorf. Diese, schon äußerlich freundlich eingefleideten, auf blütenweißem Papier sauber gedruckten Erwägungen sind vielfältig ausnützbar, beinahe unerschöpflich. Sie eignen sich nicht nur als Maipredigtunterlage, zu Malleiungen und Martenvorträgen, sondern auch zu mariäischen Erzählungen. Das Erscheinen dieser zweiten, neu bearbeiteten und sehr vermehrten Auflage bürgt für die Brauchbarkeit des Buches.

Freunde und Gönner unserer Mission bestellen ihre Bücher durch den St. Josephs-Verlag

Bücher auf den Weihnachtstisch!

Bücher von P. Joseph Lukas:

Dein Glück — die kleine Hostie

Ein Weg zu froher Kommunion.
172 Seiten; geb. 3 Mf. — Das
schönste Büchlein, das P. Lucas
bis heute geschrieben hat.

Sei gut

Ein Weg zum schönen Gemein-
schaftsleben. 336 Seiten; gebund.
5 Mf. — Dieses Buch ist ein Hoch-
gesang der Liebe.

Du trägst das Glück

Ein Buch vom edlen Frauentum.
384 Seiten; geb. 5 Mf.

Eine Hand voll Sonne

338 Seiten; geb. 5 Mf. — In kei-
ner kath. Familie möchte man es
missen. Die Aufmachung ist vor-
nehm und stimmungsvoll.

Die Reichtümer des göttlichen Herzens Jesu

430 Seiten; geb. 5 Mf. — Es ist
ein Familienbuch im besten Sinne
des Wortes.

Werden und Reisen einer rin- genden Seele

240 Seiten; geb. 3.50 Mf. — Das
Büchlein ist sehr wertvoll für un-
sere Zeit.

Das Leudten vom Tabernakel

152 Seiten; Preis 3 Mf. — Kur-
ze Anleitung mit Jesus zu leben.

Stunden mit Gott

172 Seiten; Preis 3 Mf. — Wer
das Buch aufmerksam gelesen hat,
wird besser beten als vorher.

Das Geheimnis des Königs

Von D. W. Mut. 96 Seit.; 1 Mf.
— Erwägungen über den Weg der
hl. Theresia vom Kinde Jesu.

Die hl. Theresia v. Kinde Jesu

Von D. W. Mut. 352 Seit.; geb.
4.80 Mf. — Ein Weihnachtsbuch,
das vielen Aufklärung und Frie-
den bringen wird.

Seelenweihnacht

Von Dr. Norbert Weber. Preis
2.40 Mf. — Eine Ermunterung
zum freudigen Gottsuchen.

Von Mutterleid u. Mutterfreud

Preis 4 Mf. — Für jede, die eine
gute Mutter werden will.

Glückliches Eheleben

331 Seiten; geb. 5 Mf. — Ein sehr
wertvolles Buch über Braut und
Eheleben.

Am rinnenden Bronnen

Von Betty Schneider. 236 Seiten;
Preis 1.50. — Ein echtes Mäd-
chen- u. Frauenbuch, das viel Be-
achtung und Freude gefunden hat.

Bücher für die Jugend:

Erdmutterchen ruft!

Geb. 5 Mf. — Ein sehr nettes,
feines Bilderbuch.

Als Jesus ein Kindlein war

Geb. 5 Mf. — Ein herziges Bil-
derbuch aus dem Jugendleben Jesu.

Seppele

Eine Kindheitsgeschichte von Dr.
Joseph Schofer. Preis 3 Mf. —
Eines Schwarzwaldbübleins Ju-
gendzeit.

Der Herr mit den 100 Augen

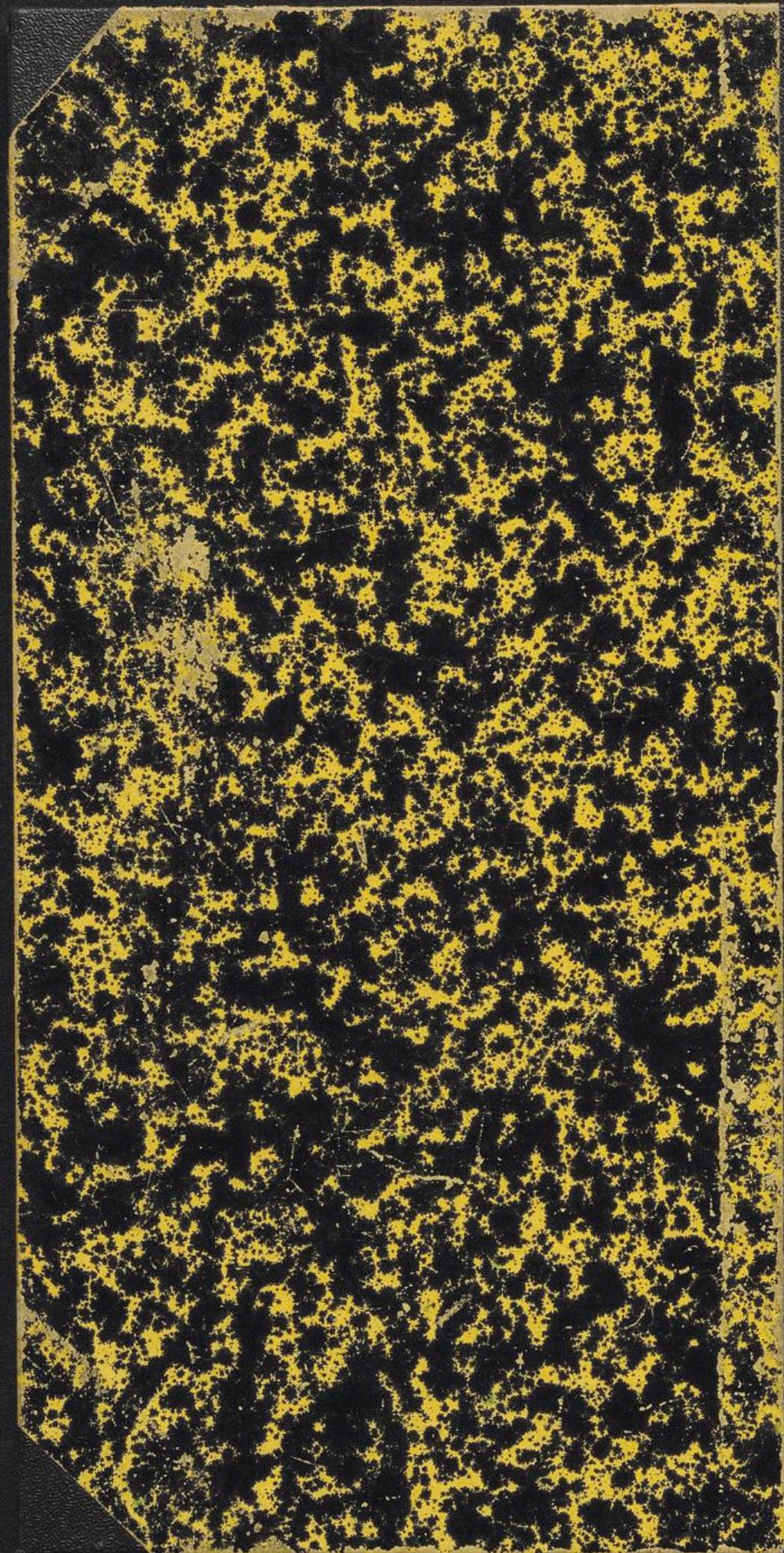
Von W. Matthieszen. 4 Mf. —
Eine Abenteuergeschichte aus den
tibetanischen Bergen.

Walter Klings Weltfahrt

Von Fr. Weiser. Geb. 4 Mf. —
Rund um die Welt als 16 jähriger.

St. Josephs-Verlag, Reimlingen, Bayern





Vergiss-
meinnicht

48

1930

48
(1930)

Z-9327